

# GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**Die große Horror-Serie  
von Jason Dark**

**BASTEI  
LÜBBE**



# **Die Jenseits-Falle**

**John Sinclair Taschenbuch Nr. 22**

*von Jason Dark*

*erschienen am 11.01.1983*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Bastei Verlag

# **Die Jenseits-Falle**

**Wenn Schiffe und Flugzeuge spurlos vor Amerikas Küste verschwinden, gibt man dem Bermuda-Dreieck die Schuld. Als die ATLANTIC QUEEN verschwand irrten die Experten. Nicht das teuflische Bermuda-Dreieck hatte das Luxus-Schiff verschluckt, sondern die Jenseits-Falle. Durch einen Riß in den Dimensionen war sie entstanden, weil Kara, das Mädchen aus Atlantis, den Trank des Vergessens suchte. Um die Jenseits-Falle zu schließen, gab es für mich nur eine Chance. Ich mußte mich gegen Kara und Myxin, meine beiden Verbündeten stellen...**

Der Wind schien aus der Ewigkeit zu kommen. Er brachte ein Lied mit, das von unendlicher Trauer, Tod, Vernichtung und Vergänglichkeit erzählte. Er wehte über das Land, und es hatte den Anschein, als würden zarte Hände die Saiten einer gläsernen Harfe streicheln. Der Wind war ein Bote der Mächtigen. Er konnte die Natur zu einer Hölle machen, wenn er zum Orkan aufbrauste, er konnte sie aber auch umschmeicheln wie das Liebeslied einer Frau atemlos zuhörende Männer.

Diesmal spielte er mit den Zweigen und Ästen der Bäume. Er bog sie, streichelte die Büsche, kämmte das hohe Gras, warf Wellen auf die Oberfläche des sprudelnden Bachs, sang um die hohen, vier markanten Steine, die an alte Menhire erinnerten, und fuhr dem kleinen Mann ins Gesicht, dessen Haare er nicht nur nach hinten wehte, sondern ihm auch die Tränen trocknete.

Der Mann stand da und lauschte dem Wind. Er wollte in seinem Säuseln eine Antwort finden, weil er selbst nicht wußte, wie es weitergehen sollte. Doch der Wind verriet nichts. Er ließ den kleinen Mann allein und trocknete nur seine Tränen...

Der Mann senkte den Kopf. Er schaute auf den Boden, wo das saftige Gras wuchs, seine Schultern hoben sich in einer verzweifelten Geste, und ein tiefes Stöhnen drang aus seinem Mund.

»Ich weiß, es ist nicht leicht für dich, aber es gibt einfach keinen anderen Weg...«

Eine Frauenstimme hatte die Worte gesprochen. Sie war hinter dem Mann aufgeklungen, der jedoch tat, als hätte er sie nicht gehört. Er starrte weiterhin zu Boden.

»Dreh dich um, Myxin!« Die Frau sagte es bittend und legte eine Hand auf die Schulter des anderen. Sie gab ihren Fingern ein wenig Druck, und nur widerwillig wandte sich der Mann nach links. Dann standen sie sich gegenüber. Sie schauten sich an. Ein ungleiches Paar - und dennoch würde einer für den anderen durchs Feuer gehen. Bis

heute jedenfalls.

»Kara«, flüsterte Myxin, der kleine Magier, »ich bitte dich inständig, überlege es dir.«

»Das habe ich bereits.«

»Und dein Entschluß?«

»Es bleibt dabei, Myxin. Ich kann ihn nicht einfach umwerfen. Nein, das geht nicht. Die andere Sache ist mir zu wichtig. Entweder stellst du dich auf meine Seite oder nicht.«

Der kleine Magier mit der leicht grünlich schimmernden Haut und dem langen Mantel ging einen Schritt zurück. »Ich kann es einfach nicht glauben, daß du es bist, die diese Worte gesagt hat.«

»Siehst du sonst noch jemanden?«

»Nein, aber du bist anders geworden. Seit du Alassia kennengelernt hast, da ist plötzlich...« Er sprach nicht mehr weiter, sondern schüttelte den Kopf.

»Was ist plötzlich?«

»Nichts, gar nichts.«

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen den beiden. Sie schauten den ersten Abendwolken nach, die hoch am Himmel schwebten und an auseinandergerissene Watteschleier erinnerten. Keiner traute sich so recht, ein Wort zu sagen, jeder wartete darauf, daß der andere den Anfang machte. Es war eine Situation, wie sie in der letzten Zeit nie vorgekommen war, urplötzlich war es dann geschehen, alles hatte sich verändert. Sie waren gezwungen worden, anders zu reagieren und alte Schwüre zu brechen. Die Begriffe wie Treue, Loyalität, Freundschaft waren auf einmal nicht mehr wert als tauender Schnee im März.

»Ist es dir denn so wichtig?« fragte Myxin nach einer Weile, wobei seine Worte kaum zu verstehen waren.

»Noch wichtiger«, antwortete die Frau in dem langen Kleid und mit dem prachtvollen Schwert an der linken Hüftseite.

»Dann wage ich nicht mehr die nächste Frage zu stellen«, flüsterte Myxin. »Rede nur.«

»Ist es wichtiger als ich?«

»Das kann man nicht vergleichen«, erwiderte Kara. »Du selbst weißt, daß ich mein Leben bisher darauf verwendet habe, den Trank des Vergessens zu finden. Und nun habe ich die einmalige Chance...«

»Aber um welchen Preis!« fiel Myxin der Schwarzhaarigen ins Wort. »Um welchen Preis? Wir müßten all das verraten, für das wir bisher gekämpft und gelitten haben. Denke daran.«

»Der Trank ist es mir wert.«

»Nein, Kara, so darfst du nicht denken. So nicht.« Myxin schüttelte den Kopf. »Sollen wir zu Verrätern werden?«

»Das wird nicht geschehen. Wenn ich den Trank habe, wird alles anders. Dann können wir unseren Kampf gegen die Mächte der Finsternis noch effektiver durchführen.«

»Aber du verbündest dich mit einer Feindin. Du willst den Teufel mit dem Beelzebub austreiben, so etwas ist noch nie gutgegangen. Denke immer daran.«

»Ich halte mit einem anderen Sprichwort dagegen. Der Zweck heiligt bekanntlich die Mittel.«

»Aber nicht in diesem Fall. Es steht einfach zuviel auf dem Spiel.«

In Karas dunklen Augen blitzte es zornig. »So habe ich dich noch nie erlebt, Myxin.«

»Es ist auch noch nie so ein schrecklicher Fall eingetreten. Wenn du auf den Handel eingehst, dann öffnest du Alassia das Tor zu dieser Welt. Du sprengst Dimensionen. Dein Vater würde...«

»Laß ihn aus dem Spiel, Myxin!«

»Schon gut, entschuldige. Aber es ist deiner nicht würdig, daß du auf diese Art und Weise reagierst. Nein, Kara, so etwas darfst du nicht tun.«

»Ich will den Trank!«

»Und den kann dir angeblich nur Alassia geben, wie?«

»So ist es.«

»Hast du ihn jemals gesehen? Hat Alassia dir den Trank gezeigt? Ja oder nein. Weißt du es? Schon einmal hat man dich aufs Glatteis geführt. Der Druide Kylon sollte angeblich wissen, wo sich der Trank des Vergessens befand. Was wußte er? Nichts, gar nichts. Du bist ebenso reingefallen wie ich.«

»Aber diesmal ist es anders.« Kara ließ sich nicht vom Gegenteil überzeugen. »Ich spüre es. Und wenn ich den Trank besitze, dann kann ich Alassia bekämpfen. Ich schleudere sie wieder hinein in ihre Dunkelwelt, wo sie für alle Ewigkeiten bleiben kann. Aber ich habe den Trank...«

»Nein, nein, nein! So wird es nicht sein.« Myxin ballte die Hände.

»Überlege logisch, bitte. Alassia hat sich bei dir gemeldet, um dich in eine Falle zu locken.«

»Sie will frei sein und nicht mehr in der Dunkelheit hausen. Wo Asmodina nicht mehr ist, hat sie freie Bahn. Ich gebe ihr die Chance und zahle dafür.«

»Mit Menschenleben.«

»Wer sagt das?«

»Ich sage es, denn ich ahne, daß Alassia etwas Schlimmes vorhat. Sie wird sich einen Herrschaftsbereich aufbauen, und wir alle werden darunter zu leiden haben.«

»Daran glaube ich nicht.« Ruckartig drehte sich Kara um. Der Wind warf ihre Haare hoch, und sie schaute Myxin, dem kleinen Magier, genau in die Augen. »Deshalb frage ich dich, Myxin: stehst du auf meiner Seite oder willst du dich trennen?«

Myxin überlegte lange. »Ich weiß es nicht«, meinte er nach einer langen Denkpause.

»Wenn du nicht bei mir bleibst, sind auch wir Feinde!«

Myxin erschrak. »Das würdest du tun?«

»Es gibt keinen anderen Weg!«

»Gut«, erwiderte der Magier. »Ich habe mich entschlossen. Dabei denke ich auch an das Versprechen, das wir uns einmal gegeben haben. Wir wollten zusammenhalten. In guten wie auch in schlechten Zeiten. Wir werden uns beide bewähren müssen.«

»Heißt das, daß ich mit dir rechnen kann?«

»Ja, du kannst!«

Da lächelte Kara. Und dieses Lächeln ließ ihr Gesicht weich und fraulich erscheinen. »Ich danke dir«, sagte sie, wobei sie ihren rechten Arm ausstreckte.

Myxin verstand die Geste. Ein wenig zögernd ergriff er ihre Hand. Kara drückte fest zu, und sie ließ auch bei Myxins folgenden, inhaltsschweren Worten nicht los.

»Wenn wir uns jetzt auf Alassias Seite stellen, dann wird auch unser bester Freund ein Todfeind sein.«

»Ich weiß es«, sagte die Schöne aus dem Totenreich. »Muß ich seinen Namen aussprechen?«

»Es ist nicht nötig, Kara. Wir beide wissen, daß nur John Sinclair gemeint ist...«

\*\*\*

Als ich zum erstenmal den Bericht über das spurlos verschwundene Schiff las, dachte ich sofort an Jo Barracuda, einen farbigen G-man, der aus Florida stammte, zu einem Zombie geworden war und von mir getötet werden mußte. Das war in New York geschehen. In Florida allerdings hatten wir Seite an Seite gegen die unheimliche Vampir-Flotte gekämpft, und die in den Zeitungen geäußerten Vermutungen hatten sich als Irrtum herausgestellt. Nicht das Bermuda-Dreieck war schuld an dem grauenhaften Geschehen gewesen.

Jetzt aber waren Schiffe verschwunden. Ein deutsches und ein

englisches Schiff. Unser Boot hatte zur Marine gehört. Ein schneller Kreuzer, der urplötzlich von der Bildfläche weg war und den es einfach nicht mehr gab. Schluß - Ende, weg vom Fenster.

Mein Chef, Sir James Powell, hatte mir den ansonsten geheimen Bericht zukommen lassen. Eigentlich hätte diese Angelegenheit auf meinem Schreibtisch nichts zu suchen gehabt, aber der Kreuzer war ausgerechnet im Gebiet des Bermuda-Dreiecks verschwunden, und dort hatten sich schon manche rätselhaften Fälle ereignet, die bis heute nicht aufgeklärt werden konnten.

In der militärischen Führungsspitze wollte man natürlich nicht an Übersinnliches glauben. Nicht wenige Generäle waren davon überzeugt, daß ein argentinisches U-Boot das Schiff abgeschossen hatte, als einen Racheakt sozusagen, und die Militärs forderten Vergeltung, wobei sie zum Glück in Regierungskreisen auf taube Ohren stießen. Sir James sah den Fall anders. Er brauchte einfach eine logische Erklärung.

Da er diese nicht bekommen hatte, schloß er ein Einwirken übersinnlicher Kräfte nicht aus. Zudem hatte man keinerlei Spuren oder irgendwelche Teile von dem verschwundenen Schiff entdeckt. Wenn es tatsächlich abgeschossen worden war, hätte man Wrackteile finden müssen.

Die Ursache des Verschwindens blieb ungeklärt.

Und Sir James suchte Verbündete, die seiner Theorie folgen konnten. Wen konnte er da besseres finden als mich? Ich bekam also die Berichte zur Lektüre, hatte mich hinter meinen Schreibtisch gehockt und vertiefte mich in die geheimen Protokolle.

Suko war nicht da. Unterwegs in irgendeiner anderen Sache, würde er wohl erst am Nachmittag zurückkehren. So hatte ich die Bude mal wieder für mich allein. Im Vorzimmer hämmerte Glenda auf ihrer IBM. Die Maschine hatte vor kurzem eine schallschluckende Haube bekommen, so daß kaum noch etwas zu hören war, wenn meine

Sekretärin schrieb.

Ich merkte auch nicht, daß der Hackkasten plötzlich verstummte. Erst als die Tür aufgestoßen wurde und Glenda in meinem Zimmer stand, hob ich den Kopf. Ein wenig verwirrt fragte ich: »Was gibt es denn?«

»Es ist Mittagszeit.«

»Das heißt, ich soll essen.«

»Genau. Wenn du schon mal hier bist.«

»Und wo?«

»Die Kantine...«

Ich winkte ab und verzog das Gesicht. »Wenn ich daran denke, kommt mir schon der Magen hoch. Die Folienessen, nein, das ist nicht der wahre Jakob. Hast du sonst noch einen Vorschlag?«

»Wie wär's mit dem kleinen Schnellimbiß?«

»Du meinst den, der ein paar Ecken weiter liegt?«

»Genau.«

»Da bin ich einverstanden, obwohl es dort fast nur Kebab gibt.«

»Was hast du dagegen?«

»Ich? Eigentlich nichts, meine Liebe.« Ich hängte mir die Jacke über.

»Aber das Zeug sollen auch die essen, die es erfunden haben. Da schmeckt es noch, doch unsere Landsleute haben es europäisiert. Das stört mich daran.«

»Und die Currywurst in Deutschland?«

Ich lachte und legte Glenda einen Arm um die Schultern. »Die hat mir Will Mallmann schmackhaft gemacht und gehört einfach dazu.«

»Wie du meinst.«

Wir fuhren nach unten, verließen den Bau und wandten uns nach links. Der Schnellimbiß stand in einer kleinen Seitenstraße, mehr eine Baracke, aber das Geschäft lief, denn außer von uns, wurde der Laden noch von anderen Hungrigen angesteuert.

Der Besitzer hatte Tische und Bänke aufgestellt. Es war ein Araber, angeblich machte er das beste Kebab von ganz London. Ich konnte das nicht beurteilen, da ich das Zeug nur zweimal gegessen hatte. Da wurde Hammelfleisch gegrillt, in eine Tüte gesteckt, Salat darüber, ein Schuß Soße, fertig war das Gericht, das Glenda zweimal bestellte. Dazu eine Büchse Bier für mich. Sie selbst trank Cola.

Glenda sah schick aus. Sie trug eine flotte Hose, einen gestreiften Pullover und hatte ihre schwarze Haarflut im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden.

Unser Essen kam. Die Bude war voll. Stimmenwirrwarr erfüllte die Luft. Da wir saßen, gab man uns eine Gabel dazu, deren Zinken ich zuerst in den zu oberst liegenden Salat bohrte.

Auf einmal wurde mir komisch. Ich hatte das Gefühl, als würde die Gabel in dieser Tüte versinken. Sie verschwamm von meinen Augen, wurde zu einem nebligen Bild, und ich sah dann eine gewaltige, graue Hand vor mir, die aus einer grünen Tiefe hochschuß, die Finger gespreizt hielt, die Handfläche nach oben kehrte und mir vorkam wie die Plattform einer Bohrinself.

So groß war sie sicherlich. Und sie ragte aus dem Meer!

Ich saß reglos, wollte fragen, was das alles zu bedeuten hatte, doch ich bekam meine Lippen nicht auseinander. Nur die Hand sah ich. Sie war so groß, daß sie leicht hätte ein Schiff umklammern können.

»He, John, träumst du?« Das war Glendas Stimme, die da durch den Nebel an meine Ohren drang. Im gleichen Augenblick, als ich ihre Stimme hörte, verschwand die Hand.

Weg war sie.

Um mich herum wieder das laute Stimmengewirr, der Geruch des siedenden Fetts und vor mir die Tüte mit dem komischen Kebab. Glenda faßte nach meinem Handrücken. »He, John, träumst du eigentlich?«

»Wieso?«

»Du warst vorhin so abwesend.« Ich lächelte.

»Manchmal hat man seine Gedanken eben nicht so recht beisammen.«

»Das habe ich gesehen.«

Ich deutete auf ihre Tüte, die bereits halb geleert war. »Dir scheint es zu schmecken.«

Glenda nickte heftig und rückte ein Stück zur Seite, weil sich jemand neben sie setzte. »Und wie es mir schmeckt, John. Einmal in der Woche leiste ich mir diese Kalorienbombe.«

»Das hat Jane auch immer gesagt.«

Glenda war zusammengezuckt, als sie meine Antwort hörte. Jane Collins war ein Thema, das von ihr nur ungern angeschnitten wurde. So etwas ließ sie lieber aus dem Spiel. Sie wußte, daß ich noch immer unter Janes Veränderung litt, denn die andere Seite, Wikka, genauer gesagt, hatte es geschafft, sie umzukehren. Jane war zu einer Dienerin des Bösen geworden, denn in ihr steckte jetzt der Geist des unheilvollen Rippers von Soho. Aber des echten. Jane war vorläufig für mich oder für uns verloren. Ich hoffte allerdings, daß sich da noch etwas ändern ließ, denn bestimmt würden sich unsere Wege noch einmal kreuzen.

»Entschuldige«, sagte Glenda, »aber ich wollte keine Wunde bei dir aufreißen.«

»Das hast du auch nicht.«

»Aber du warst plötzlich so abwesend. Als würden dich irgendwelche Sorgen drücken.«

Ich hob die Schultern. »Als Sorgen kann man das nicht so direkt bezeichnen. Seltsam war es in der Tat.«

»Was ist denn passiert?«

»Ich hatte eine Vision.«

Glenda war so erstaunt, daß ihr fast die Tüte aus der Hand gefallen wäre.

»Du hattest was?«

»Ja, eine Vision.« Dann berichtete ich ihr davon. Meine Sekretärin zeigte sich überrascht. Sie konnte es nicht begreifen. Ihr fehlte die Erklärung ebenso wie mir. Trotzdem fragte sie nach.

»Hat das vielleicht mit einem Fall zu tun, an dem du im Moment arbeitest?«

»Nein, ich habe keinen Fall.«

»Auch nicht in Vorbereitung?«

Das war eine schwierige Frage, die ich ihr leider nicht beantworten durfte. Deshalb wiegelte ich ab. »Lassen wir das. Du wolltest essen, und ich möchte dir nicht den Appetit verderben.«

»Mir schmeckt es auch nicht mehr«, erklärte sie und ließ die Tüte sinken. Ihr Nebenmann schaute sie an. Er war ein breitschultriger Typ, der einen schmutzigen Overall trug und seinen Kebab hinunterschlang, als wäre es ein Festessen. Der Kerl schaute so gierig auf meine Tüte, daß ich nicht anders konnte und sie ihm reichte.

Da strahlten seine Augen. »Für mich?«

»Ja, Mister. Sie sehen aus, als könnten Sie noch eine Portion vertragen, nicht wahr?«

»Und wie, mein Lieber, und wie.«

Wir aber gingen. Über die Schulter blickend sah ich, wie sich der Mann auf mein Essen stürzte. Diese Bude hier hatte ich zum letztenmal betreten, denn die gesamte Kleidung stank nach dem Grillfett. Für den Rückweg ließen wir uns Zeit. Es war ein herrlicher Herbsttag. Die Sonne schien, der Himmel zeigte eine blasse Bläue, und zahlreiche Menschen genossen die wärmenden Strahlen. Schweigend gingen Glenda und ich nebeneinander her. Meine Sekretärin stellte auch keine Fragen. Sie wußte, was mich beschäftigte, und ließ mich erst einmal in Ruhe.

Eine Hand, die aus dem Wasser ragt. Dazu noch unheimlich und

gewaltig in ihrer Größe. Wo gab es so etwas? Das fragte ich mich immer wieder, und es bohrte förmlich in meinem Gehirn. Ich ging die letzten Fälle in Gedanken durch, mit einer Hand hatte ich es jedoch nicht zu tun gehabt. Als wir das Yard-Gebäude erreichten, trafen wir Suko. Er war früher zurückgekehrt, als er angenommen hatte.

»Wie war es?« wollte ich wissen.

»Ein Fehlschuß. Die Frau, die angeblich einen Dämon in der Wohnung gehabt hatte, war nur hysterisch.«

»Dann laß uns nach oben fahren.«

»Du bist so arbeitsam«, sagte er.

»Es liegt was in der Luft.«

»Eine neue Sache.«

»Klar.«

»Und?«

Wir standen schon vor dem Lift in der Halle. »Ich erkläre es dir, wenn wir im Büro sitzen.«

»Wie du meinst.«

Zu dritt fuhren wir hoch. Glenda betrachtete mich noch immer voller Skepsis. Sie machte sich Sorgen. Zudem war ich ihr nicht gleichgültig. Einmal hatte ich mit ihr ein ziemlich heißes Abenteuer. Es war einfach über uns gekommen, nach einem harten Kampf gegen den Dämon mit den vier Armen. Die Nacht nach dem Kampf hatte ich in Glendas Wohnung verbracht. Und da war's dann passiert. [\[1\]](#)

Ich bin auch nur ein Mann, und Glenda ist sehr attraktiv. Anschließend hatten wir darüber kein Wort mehr verloren und uns wie immer verhalten. Aber Suko hatte sich so seine Gedanken gemacht. Bestimmt ahnte er etwas, war allerdings taktvoll und schwieg.

»Eigentlich möchte ich zu Sir James«, sagte ich.

»Ist der denn schon da?«

»Er war gar nicht weg.«

»Soll ich mitkommen?« fragte Suko.

»Wird wohl das beste sein.« Sicherheitshalber rief ich bei unserem Chef an.

Der Superintendent hatte Zeit. Wenig später saßen wir ihm gegenüber. Ich hatte die Akte mit dem Vermerk »Streng geheim« mitgebracht. Sie lag zwischen uns.

Suko war von mir in Stichworten eingeweiht worden, er konnte dem Gespräch also folgen. Der Superintendent nahm einen Schluck von seinem kohlenstofffreien Wasser, runzelte die Stirn und schaute uns durch seine dicken Brillengläser zwinkernd an. »Ich befürchte Schlimmes«, sagte er.

»Wieso?« fragten wir wie aus einem Munde.

»Soeben habe ich die Nachricht bekommen, daß wir ein zweites Schiff verloren.«

Mit einem Schlag wich das Blut aus unseren Gesichtern. Beide sahen wir plötzlich blaß aus. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte ich.

»Leider eine Tatsache. Die Atlantic Queen meldete sich nicht.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. Ausgerechnet die Atlantic Queen. Dieses stolze Schiff. Ein Passagierdampfer vom alten Typ. Ein regelrechter Luxus-Liner. Mit dem Modernsten ausgestattet, was die Technik hergab. Wie konnte er so einfach verschwinden?

»Keine Havarie?« fragte ich.

»Nein.«

»Das ist mir unbegreiflich, wirklich.« Ich schaute Suko an. »Hast du eine Erklärung?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Keine, John. Wenigstens keine realistische. Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß hier Kräfte am Werk sind, die wir nicht steuern können. Denk auch an deine seltsame Vision.«

Sofort horchte Sir James auf. Suko hatte ich davon berichtet,

meinem Chef noch nicht. »Was hatten Sie denn?«

Ich erzählte ihm, was mir passiert war. Danach saßen wir stumm auf unseren Plätzen, bis der Superintendent meinte: »Sicherlich haben Sie nach einer Erklärung gesucht und keine gefunden. Aber ich meine, daß diese Vision jemand geschickt haben muß. Sie kann doch nicht einfach so erscheinen.«

»Der Ansicht bin ich auch.«

»Aber es sollte Sie wohl warnen. Vor allen Dingen, wovor?«

»Das weiß ich nicht, sorry. Ich sah nur eine gewaltige Hand, die aus dem Wasser ragte, das war alles.«

»Hat die Hand sich bewegt?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, das sah ich leider nicht. Aber wenn ich eine etwas gewagte Verbindung ziehen darf, dann kann es durchaus möglich sein, daß es zwischen dem Auftauchen dieser Hand und dem verschwundenen Schiffen einen Zusammenhang gibt. Ich weiß, er kommt mir ein wenig konstruiert vor, aber wir dürfen nichts außer acht lassen, Sir.«

Das war auch die Meinung des Superintendents. Er überlegte eine Weile. Schließlich hob er die Schultern und griff zum Telefon. Er wählte eine Nummer, die wohl nur wenige Menschen kannten. Er sprach mit dem Teilnehmer und redete ihn dabei nur mit dem Vornamen an. Trotzdem wußte ich, daß es sich um den Geheimdienstboß handelte. Nach wenigen Minuten war das Gespräch beendet. Sir James legte den Hörer auf die Gabel, schaute uns an und runzelte die Stirn.

»Ich habe grünes Licht bekommen. Kümmern Sie sich um die Sache. Fliegen Sie ins Bermuda-Dreieck...«

\*\*\*

Auf der Atlantic Queen war man bester Laune. Bisher hatten die Passagiere eine herrliche Überfahrt gehabt. Das Wetter war durchweg ausgezeichnet gewesen, und vor allen Dingen hatte der

Reiseveranstalter ein Programm zusammengestellt, das jeden Abend eine Abwechslung bot. Es traten bekannte Künstler auf, Artisten waren zu bewundern, es gab Kinofilme, und auf den großen Decks wurden sportliche Wettkämpfe ausgetragen. Tagsüber verwöhnte man die Gäste. Die Stewards waren mehr als aufmerksam, hier wurde dem Passagier fast jeder Wunsch von den Augen abgelesen. Nichts trübte die Stimmung, und als das Schiff wärmere Regionen anließ, da wurde die Laune sogar noch besser. An den drei Pools herrschte tagsüber Hochbetrieb, und in den Tanz- und Barräumen wurde dann später die Nacht zum Tage gemacht.

Auch die Besatzung war zufrieden. Das fing beim Kapitän an und schloß auch den letzten Maschinisten mit ein.

Die See war ruhig. Kein Sturm hatte bisher das Schiff durchgeschüttelt. Der riesige Luxus-Liner konnte unbehelligt seinen Kurs halten. Mit dem Bug schob er einen weißen Bart vor sich her, und als das Schiff sich allmählich dem Bermuda-Dreieck näherte, da sagte der Erste Steuermann zu seinem Kapitän: »Jetzt bin ich mal gespannt, ob wir diese Zone heil hinter uns bringen.«

Kapitän Fred Walter, ein braungebrannter Mann mit asketischen Gesichtszügen, wandte den Kopf. »Wieso? Glauben Sie etwa an die alten Schauergeschichten?«

»Eigentlich nicht.«

Walter lächelte. »Und uneigentlich?«

»Ich habe zuviel darüber gelesen«, meinte der Erste.

»Das ist doch alles widerlegt worden.«

»Nicht alles. Einige Rätsel bleiben trotzdem, Sir.«

»Die demnächst auch noch aufgeklärt werden. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Ich lasse mich überraschen.«

»Das können Sie auch.«

Fred Walter überließ die Führung des Schiffes dem Ersten

Steuermann. Er wußte bei ihm den Kahn in guten Händen. Während er die Brücke verließ, lächelte er. An das Bermuda-Dreieck glaubte er nur insofern, als daß es existent war. Es gab dieses Gebiet, das man als Bermuda-Dreieck bezeichnete und fast bis an die amerikanische Küste reichte, aber er glaubte nicht, daß hier Schiffe und Flugzeuge so mir nichts dir nichts verschwanden. Das war Spekulation. Außerdem waren für die meisten Fälle natürliche Ursachen verantwortlich.

Musikfetzen wehten ihm entgegen, als er eines der Tanzdecks betrat. Die Passagiere hielten sich draußen auf. Bunte Girlanden grenzten die Tanzfläche ab und bildeten über dem Boden ein großes Quadrat. Eine Drei-Mann-Band spielte Broadway-Songs, deren Melodien der Kapitän unwillkürlich mitpiff.

Natürlich war sein Erscheinen bemerkt worden. Er wurde angeredet, begrüßt, und die Menschen taten so, als trüge er die Schuld an dem herrlichen Wetter.

An der kleinen Bar ließ er sich ein Glas Sekt geben. Die Bar war dort aufgebaut, wo auch die meisten Passagiere an den Tischen saßen. Lautlos bewegten sich die Ober und Stewards. Sie verstanden ihr Geschäft. Man hatte nur das beste Personal genommen. Tanzen wollte Fred Walter nicht, obwohl er ein paarmal dazu aufgefordert wurde. Er kannte das. Wenn er einmal anfang, kam er überhaupt nicht mehr zur Ruhe.

Der Kapitän - er stammte aus Deutschland - setzte seinen Rundgang fort. Auch auf den anderen Decks begrüßte er die Passagiere und fand auch den Skatclub wieder. Drei Männer aus Deutschland hatten sich zusammengefunden und spielten jeden Abend Karten. Zu Hause hatten sie einen Club gegründet. Das Geld floß in die Kasse. Damit konnten sie die Schiffsreise finanzieren.

Der Kapitän blieb einen Moment stehen. »Wird Ihnen das nicht zu langweilig?« fragte er.

Einer der Männer lachte und strich über seine spiegelblanke Glatze.

»Langweilig wird das nie. Außerdem müssen wir zusehen, daß wieder etwas in die Kasse kommt. Das soll ja nicht unsere letzte Schiffsreise werden.«

»Was sagen denn die Gemahlinnen?«

»Die fahren ja auch weg.«

»Mit dem Schiff?«

»Nein«, sagte der Mann, der das schlechteste Blatt hatte. »Unsere Damen besuchen Paris.« Fred Walter lächelte.

»Wie pikant.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Und Sie haben keine Angst?«

»Eigentlich nicht. Wenn man so lange verheiratet ist wie wir...« Der Spieler ließ den Rest des Satzes unausgesprochen. Dafür begannen er und seine Freunde zu lachen.

»Dann wünsche ich Ihnen noch viel Vergnügen«, sagte der Kapitän.

»Danke. Und wenn Sie mal Lust haben...«

Fred Walter winkte ab. »Lieber nicht. Ich verliere nur immer.«

»Für unsere Kasse wäre das gut.«

»Das glaube ich.«

»Kapitän Walter bitte auf die Brücke! Kapitän Walter bitte auf die Brücke...« Gedämpft, doch unüberhörbar drang die Stimme aus den an den Wänden installierten Lautsprechern.

»Sie entschuldigen mich«, sagte der Chef des Luxus-Liners, ging zu einem der Fahrstühle und ließ sich aufs Oberdeck bringen. Von hier aus war es bis zur Brücke nur ein Katzensprung. Walter hatte die Stimme seines Ersten Offiziers erkannt. Der rief nie ohne einen Grund, und der Kapitän machte sich Sorgen. War vielleicht etwas mit dem Schiff? Manchmal konnte man das fühlen, vor allen Dingen ein Mann wie er, der mit einer so großen Erfahrung gesegnet war. Er merkte sofort, wenn die Maschinen unruhig liefen und die

Vibrationen zunahmen. Das war jedoch nicht der Fall. Die schweren Motoren liefen glatt und regelmäßig, zudem waren sie hervorragend in Schuß und wurden sorgfältig gewartet. Es mußte einen anderen Grund geben. Das dumpfe Gefühl in seinem Magen verstärkte sich, als er die Brücke betrat und die besorgten Gesichter seiner Offiziere sah.

»Ist irgend etwas, meine Herren?«

Der Erste gab die Antwort. »Sir, wenn Sie mal durch das Glas schauen wollen...«

»Natürlich, geben Sie her.« Walter war mit ein paar Schritten neben seinem Stellvertreter, nahm das Glas entgegen und preßte es gegen seine Augen.

Niemand sprach. Die grünliche Beleuchtung schuf ein geisterhaftes Licht. Im Hintergrund tickte ein Fernschreiber. Die Elektronik arbeitete einwandfrei, auf den Geräten erschienen laufend die neuesten Meßdaten, die sofort überprüft wurden.

»Fällt Ihnen etwas auf, Sir?« fragte der Erste.

»Ja, die Dunkelheit scheint mir hier intensiver zu sein.«

»Zu intensiv.«

Walter ließ das Glas sinken. »Wie meinen Sie das, Bancroft?«

Der Zweite hob die Schultern. »Wir alle kennen diese Breiten, aber so eine Dunkelheit habe ich, ehrlich gesagt, noch nicht erlebt. Auch nicht bei Nacht.«

Der Kapitän schaute wieder durch das Glas. »Das ist in der Tat seltsam«, murmelte er, »und wir laufen genau darauf zu.«

»Mich erinnert sie an einen schwarzen Nebel«, meinte der Zweite. »So etwas hat bisher keiner von uns gesehen.«

Abermals setzte der Kapitän das Glas ab. »Wenn Sie recht haben sollten, dann frage ich Sie, wo der Nebel herkommen kann?«

Bancroft hob die Schultern.

Ein anderer meinte: »Wir sollten nicht vergessen, wo wir uns

behnden. Im Bermuda-Dreieck.«

Fred Walter wurde sauer. »Hören Sie doch damit auf«, erwiderte er unwirsch, »das Bermuda-Dreieck existiert, okay. Aber alles andere sind Märchen.«

»Und der Nebel, Sir?« Diese Frage hatte Bancroft gestellt.

»Ist wetterbedingt, ganz einfach. Noch ist er weit genug entfernt; wir werden versuchen der Nebelbank auszuweichen. Haben Sie ihre Ausdehnung ungefähr ausmessen können?«

»Nein, wir haben es versucht«, erwiderte der Erste schnell, weil sich Ärger auf dem Gesicht des Kapitäns ausbreitete. »Zu einem Ergebnis sind wir nicht gekommen.«

»Der Nebel wandert.« Aus dem Hintergrund meldete sich der Erste Ingenieur. »Es ist deutlich auf dem Schirm zu sehen, Sir. Leider konnten wir ihn nicht ausmessen.«

Fred Walter wurde unruhig. Er sah die Augen seiner Leute auf sich gerichtet. Die Entscheidung lag jetzt bei ihm. Sollten sie weiterfahren oder abdrehen?

Da Fred Walter dem dunklen Nebel eine natürliche Ursache gab, ließ er die Fahrt fortsetzen. »Der Kurs wird beibehalten!«

»Aye, aye, Sir.«

Walter krauste die Stirn. Natürlich hatte auch er kein gutes Gefühl. Nebel ist immer schlimm, aber das Schiff war mit den modernsten Geräten ausgerüstet, die die Technik zu bieten hatte. Da konnte auch ein großes Nebelfeld ihm nichts anhaben.

Nur die Farbe gefiel ihm nicht. Weshalb so dunkel? Fast schwarz, sogar absolut schwarz. Völlig ohne Licht. Wie ein riesiges, unheimliches Loch kam ihm der Nebel vor, der sich ihrem Schiff näherte und auf den sie auch zufuhren.

Aber ein Loch, das wandert.

Der Kapitän wandte sich an seinen Ingenieur. »Versuchen Sie, die Geschwindigkeit des Nebels zu berechnen.«

»Bin dabei, Sir.«

»Beeilen Sie sich etwas.« Walters Stimme war ein wenig schärfer geworden. Wer ihn kannte, der wußte, daß Nervosität von ihm Besitz ergriffen hatte.

Bancroft, der Zweite Offizier, beobachtete den Kapitän skeptisch. Er konnte nicht verhindern, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat, aber er wagte es nicht, ihn wegzuwischen. Niemand sollte sehen, daß er litt. Er bezeichnete sich selbst als einen Realisten, doch was das Bermunda-Dreieck anging, da machte er sich seine eigenen Gedanken. Irgendwie faszinierte ihn dieses Gebiet, obgleich es ihn wiederum auch abstieß.

Geheuer jedenfalls war es ihm nicht.

»Haben Sie schon ein Resultat?« wollte Walter wissen.

Der Ingenieur rechnete noch. Auch er schwitzte. Sogar das Glas seiner Brille war beschlagen. »Ich bekomme nichts Konkretes heraus«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Nein, da ist nichts zu machen.«

Scharf drehte sich Walter um. »Wieso nicht? Wir sind mit der modernsten Elektronik ausgerüstet. Sie müssen doch...«

»Vielleicht deshalb, Sir. Der Meßstrahl reagiert nicht. Er geht auf unendlich und wird nicht reflektiert.«

»Das hat es doch nie gegeben!« stieß der Kapitän zischend hervor. »Ich glaube...«

»Sir, aber es ist so, als wäre dieser Nebel überhaupt nicht vorhanden.«

»Eingebildet haben wir uns ihn nicht«, sagte Walter.

»Dann weiß ich auch nicht mehr weiter.«

Der Kapitän verließ seinen Platz. Er wollte seinen Ersten Ingenieur kontrollieren. Er konnte einfach nicht glauben, was man ihm da mitteilte. Der Ingenieur rückte ein Stück zur Seite. Er schuf Platz, damit der Kapitän sich persönlich von den Meßdaten überzeugen

konnte. In der Tat geschah dort nichts.

Walter holte tief Luft. Er nahm die Mütze ab. Seine Stirn war naß. Das schütterere graue Haar lag wie angeklebt auf der Stirn. Walter warf einen Blick auf seinen Zweiten Offizier, der wie die anderen auch das Glas vor seine Augen hielt.

»Gibt es etwas Neues zu berichten, Bancroft?«

»Nein, Sir. Der Nebel wandert noch immer. Ich meine allerdings, daß er sich ausgebreitet hätte. Kann auch eine Täuschung sein, da wir näher an ihn herangekommen sind.«

Walter wechselte seinen Standort. Er nahm das Glas und beobachtete selbst.

Unheimlich sah der Nebel aus. Und jetzt entdeckte der Kapitän auch etwas, das die Erscheinung von einem normalen grauen Nebel unterschied. Dieser hier wallte nicht. Er stand ruhig über der grauen See und wirkte wie eine Wand, die sich langsam vorschob.

»Das kommt mir mehr als unheimlich vor«, sagte der Dritte Offizier. Seine Stimme klang gepreßt.

Diesmal enthielt der Kapitän sich einer Antwort. Er hatte inzwischen seine Meinung revidieren müssen. Das Bermuda-Dreieck schien doch mehr Rätsel zu besitzen, als er angenommen hatte.

Tief atmete er ein.

»Wir könnten den Passagieren Bescheid geben«, meinte der Erste.

»Vielleicht sollten sie Schwimmwesten anlegen.«

Fred Walter ließ das Glas sinken. Seine Mundwinkel zuckten. Wenn er dem Vorschlag des Ersten zustimmte, dann gab er sich damit eine Blöße, und es konnte unter Umständen an Bord des Schiffes zu einer gewaltigen Panik kommen. Wenn dieser Nebel erst von den Passagieren entdeckt wurde, war es aus.

Er wunderte sich sowieso, daß noch niemand etwas bemerkt hatte. Deshalb stimmte er gegen den Entschluß. »Nein, Bancroft. Es bleibt wie bisher. Keine Informationen an die Passagiere.«

»Aye, aye, Sir.«

Die Stimmung auf der Brücke wurde noch gedrückter. Jeder empfand diese gewaltige schwarze Wand als ein Unheil, das immer näher kam und einfach nicht zu stoppen war.

Walter versuchte die Entfernung zu schätzen. Vielleicht zwei Meilen, mehr bestimmt nicht.

»Vielleicht merken es die Passagiere nicht, wenn wir hindurchfahren«, versuchte der Erste so etwas wie Hoffnung zu wecken. »Die Decks sind ja überall beleuchtet.«

»Halten Sie die Leute nicht für so dumm.«

»Aber was sollen wir machen, Sir?«

»Nichts, gar nichts.«

»Am besten beten. Ich hab's ja gesagt. Das verdamnte Bermuda-Dreieck.«

»Hören Sie auf«, fuhr Walter seinen Ersten an. »Mit Ihrem Gerede machen Sie alles nur noch schlimmer.«

»Ich finde aber keine andere Erklärung.«

»Dann geben Sie am besten gar keine.«

»Sir!« meldete der Zweite Offizier. »Bewegung zwei Strich Backbord vor uns im Wasser!«

Walter zuckte zusammen. Dann drehte er den Kopf ein wenig nach links. Tatsächlich. Trotz der relativ schlechten Sicht war die Bewegung im Wasser zu erkennen. Die Oberfläche hatte zwar nie so ruhig gelegen, aber diese großen Wellen konnte man schon als unnatürlich bezeichnen. Sie buckelten sich auf, und es entstand sogar ein gefährlicher Strudel, in dessen Trichter das Wasser hellweiß schäumte.

Diese Stelle lag genau zwischen dem Schiff und der schwarzen Nebelwand.

»Maschinen halbe Kraft!« befahl der Kapitän.

Auf der Brücke ertönte ein Klingelsignal. Schwere Hebel wurden

umgelegt. Ein Schütteln ging durch das Schiff, jedoch nur für einen Moment, dann fuhr der Liner wieder ruhig. Der weiße Bart am Bug besaß jedoch nicht mehr die Größe wie zuvor, ein Zeichen dafür, daß die Atlantic Queen langsamer fuhr.

Die Männer auf der Brücke waren von einer kaum zu beschreibenden Spannung erfüllt. Die dunkle Wand vor ihnen war plötzlich zweitrangig geworden, jetzt interessierte sie der geheimnisvolle Studel, der sich immer mehr ausbreitete, Wellen aufwarf und im nächsten Moment etwas ausspie, das die Männer auf der Brücke fast von den Beinen riß. Wie im Zeitlupentempo tauchte eine unheimliche, gewaltige Riesenhand aus dem Meer...

»Verdammt, ich träume. Sagt mir daß ich träume, Männer!« Der zweite Offizier schrie die Worte, ließ sein Glas fallen und preßte beide Hände vor das Gesicht.

Bancroft murmelte: »Das Dreieck, das verdamnte Bermuda-Dreieck. Ich habe es ja gewußt. Verflucht, ich habe es gewußt!«

Diesmal bekam er von seinem Kapitän keinen Rüffel, denn auch Fred Walter war entsetzt über das, was sich seinen Augen bot. Er und die anderen erlebten hier einen Vorgang, der zwar zu beschreiben, jedoch nicht zu fassen war.

Die Hand war größer als das Schiff.

Und immer weiter schob sich dieses riesige, graue Gebilde aus dem Wasser, wuchs vor ihnen hoch, war in Höhe des Gelenks nach links geknickt und hatte dabei die Finger gespreizt, als wollte sie urplötzlich zugreifen.

Zugreifen!

Obwohl es keiner aussprach, dachte jeder daran. Diese Hand konnte das Schiff packen - und dann? »Maschine stopp!«

Auch der Kapitän hatte seine Ruhe und Übersicht verloren. Er brüllte diesen Befehl.

Auf der Brücke erwachten die Männer zu fieberhaften Hektik. Jetzt

würden auch die Passagiere merken, daß sich einiges verändert hatte. Als der Befehl ausgeführt worden war, schüttelte sich das Schiff unwillig. Es vibrierte. In seinem Rumpf dröhnte es. Glocken schrillten, Telefone meldeten sich, doch niemand auf der Brücke hob einen der Hörer ab. Jetzt nicht, sie hatten anderes zu tun.

»Soll ich Alarm geben?« fragte Bancroft.

Walter entschied sich innerhalb von Sekunden. »Ja, tun Sie das«, erwiderte er tonlos. »Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.« Und leise fügte er hinzu. »Wie damals bei der Titanic!«

Wenig später war auf dem Schiff der Teufel los. Überall schrillten die Alarmsirenen. Das nervtötende Heulen schwang geisterhaft über sämtliche Decks, jaulte über das Wasser und verlor sich irgendwann in der Ferne.

Wie die Passagiere reagierten, wußte von den Offizieren auf der Brücke niemand. Es konnte sich auch keiner um die Menschen kümmern, alle hofften, daß sie sich so verhalten würden wie auf der Katastrophenübung, die vor drei Tagen veranstaltet worden war. Die Riesenhand war noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Immer weiter schob sie sich aus dem Wasser, und ein gewaltiger Arm tauchte unter ihr auf.

Sein Durchmesser war kaum zu schätzen, jedenfalls dicker als der mächtigste Baumstamm, der je auf der Erde gemessen worden war. Das Grauen rollte weiter...

Und da bewegten sich die Finger. Es wurde von den Männern auf der Brücke genau registriert. Es war ein schauriger Anblick, der in einer absoluten Lautlosigkeit ablief und die Offiziere auf der Brücke des Liners tief erschütterte.

»Die packt uns!« schrie der Zweite Offizier, »verdammte, die packt uns. Herr im Himmel...!«

Es war keine Panikmache. Der Mann sollte recht behalten. Die unheimliche Riesenklaue drehte sich und wanderte im nächsten

Augenblick auf das Schiff zu.

Die Atlantic Queen sollte ihre Beute werden! Jeder auf der Brücke begriff es. Und niemand wußte, was man dagegen unternehmen sollte. Sie konnten der Hand nicht mehr ausweichen, auch wenn sie mit voller Kraft fuhren, die gewaltigen Finger waren einfach zu nahe. Hatten sich die Offiziere bisher ziemlich ruhig verhalten, so stand die Reaktion der Passagiere völlig im Gegensatz dazu. Die Männer hörten die gellenden Schreie der Menschen, es mußte trotz der Übung zu einer Panik gekommen sein, und der Kapitän wurde noch blasser, als er ohnehin schon war.

»Wir müssen etwas tun!« rief Bancroft. Breitbeinig stand er da, schweißnaß war sein Gesicht, die Augen weit aufgerissen, in den Pupillen flackerte es.

Von Walter bekam er keine Antwort.

Dafür schrie der Erste Ingenieur. »Ich bekomme keinen Funkspruch durch. Nur noch Rauschen, wir sind abgeschnitten!«

Wieder eine Hiobsbotschaft, die den Kapitän schon gar nicht mehr aus der Fassung bringen konnte. Er sah nur die unheimliche Klaue. Ein Bild, wie er es sich in seinen tiefsten Alpträumen nicht vorgestellt hatte. So etwas Fürchterliches konnte man überhaupt nicht träumen, und Walter schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen. Dabei waren es nur die Schweißtropfen, die von seinem Gesicht geschleudert wurden.

Die schwarze Wand konnte er nicht mehr sehen, zu nahe war die Hand bereits, und sie stieg noch höher aus dem Wasser. Wie ein überdimensionaler Kran schwebte sie über dem Schiff.

»Jetzt!« schrie jemand. »Jetzt...!« Und es geschah. Die Hand fiel nach unten, griff zu. Im gleichen Augenblick befand sich das Schiff in der Jenseits-Falle. Stahl knirschte, als wäre es Holz. Glas brach. Die Brücke neigte sich, Scheiben platzten, Glas regnete auf die Männer, die sich nicht auf den Beinen halten konnten und mit

unwahrscheinlicher Gewalt herumgerissen wurden.

Wie Spielzeugfiguren, die jemand angestoßen hatte, purzelten sie durcheinander. Niemand konnte sich mehr halten, sie rollten über den Boden, die Elektronik versagte, es kam zu Kurzschlüssen, und Blitze zuckten um die Apparate.

Das Licht verlöschte.

Bancroft aber schrie: »Das Bermuda-Dreieck! Es frißt uns, verflucht! Es frißt uns!«

Er sollte recht behalten. Während einige verzweifelte Passagiere sich kurzerhand über Bord stürzten, wanderte die Hand weiter und krallte ihre Finger um das Schiff.

Die Hand hatte ein Ziel.

Es war der schwarze Nebel.

Wie ein geheimnisvoller Spuk verschwand das moderne Passagierschiff Atlantic Queen in der unheimlichen Dunkelwelt...

\*\*\*

Florida!

Dort waren wir gelandet, und von Florida aus sollte auch unser Einsatz starten.

Sonne, Palmen, Meer, Strand - Urlaub. Das verbindet man normalerweise mit dem Begriff Florida. Uns war nicht nach Urlaub zumute, denn inzwischen hatte sich etwas getan. Aber lassen Sie mich der Reihe nach berichten.

Nach unserer Ankunft in Miami rief ich sofort nach London an. Sir James hatte bereits auf das Gespräch gelauert und teilte mir die Neuigkeiten mit.

Die Atlantic Queen war verschwunden, aber, und jetzt kam der große Clou, es hatte Zeugen gegeben. Überlebende, denn nach der Vermisstenmeldung aus Großbritannien hatten die Amerikaner sofort Suchtrupps losgeschickt, die in ihren Flugzeugen das infrage kommende Gebiet abflogen. Sechs Leute waren aus den Fluten

geborgen worden. Vier davon allerdings nur tot.

Nur zwei lebten. Und sie würden aussagen, wenn sich ihr erster Schock gelegt hatte.

So sahen die Fakten aus, und allein darauf konnten wir aufbauen. Natürlich kamen wir nicht als normale Touristen. Das FBI war eingeschaltet worden, und wie damals bei Jo Barracuda, so wurden wir auch jetzt von einem G-man in Empfang genommen. Allerdings muß ich hinzufügen, daß mir dieser Mann nicht so sympathisch war. Er trug das Mir-kann-keiner-Gehabe zur Schau und begrüßte uns ziemlich herablassend. Manche Amerikaner denken eben noch immer, sie allein wären der Nabel der Welt.

Der Mann hieß Bob Costa. Seine Haut war von der Sonne fast dunkelbraun. Er trug einen schneeweißen Anzug aus dünnem Stoff, unter dem sich deutlich der Abdruck eines schweren Revolvers abzeichnete. Die Gläser der Sonnenbrille bestanden aus Spiegelglas, und das hellblaue Hemd stand drei Knöpfe weit offen. Er hatte als Legitimation kurz seine Marke aufblitzen lassen, uns aber nicht die Hand gegeben.

»Nehmen Sie Ihre Koffer mit. Mein Wagen steht nicht weit von hier.«

Schweigend griffen wir nach unserem Gepäck. Hinter dem G-man schritten wir her. Costas Gang war federnd. Der Mann besaß einen durchtrainierten Körper. Sicherlich war er ein harter Kämpfer. Sein Pontiac parkte im Schatten eines Sonnensegels. Bevor er einsüeg, schaute er uns über das rote Wagendach hinweg an. »Jo lebt ja nicht mehr, habe ich gehört.«

»Nein.«

»Sie haben ihn gekillt!«

Das letzte Wort stellte ich richtig. »Erlöst, sollte man sagen. Jo Barracuda war kein Mensch mehr.«

»Ja, man erzählte es mir, obwohl ich es immer noch nicht glauben

kann. Aber das ist nicht das Problem. Kommen Sie mit. Leider ist die Klimaanlage defekt.«

Das merkten wir, als wir auf den warmen Sitzen Platz genommen hatten. Im Wagen war es stickig, zudem roch es nach Benzin. Über einen Highway ging es in Richtung Miami. Wir fuhren nahe am Strand entlang, sahen den weißen Sand, dahinter das blaue, mit Segelbooten und Surfbrettern geschmückte Meer und auch die Rückseiten der Hotelpaläste, die oftmals in mit tropischen Gewächsen bepflanzten Parks standen.

Bob Costa fuhr lässig. Zumeist hatte er nur eine Hand am Lenkrad, die andere hing aus dem Fenster. Eine andere Fahrweise hätte auch nicht zu ihm gepaßt. Alles sah oder sollte lässig aussehen, aber dieser Mann stand unter Strom, das erkannte ich.

»Gibt es überhaupt noch Dämonen?« fragte er und warf einen raschen Blick über die Schulter, da wir im Fond saßen.

»Natürlich.«

Er lachte spöttisch. »Wo ihr doch die großen Supermänner seid, die alles vernichten.«

»Das ist wie bei Ihnen in den Staaten. Trotz FBI-Supermännern steigt die Verbrechensrate.«

Nach dieser Antwort schwieg er.

Bald umspülte uns der dichte Verkehr von Miami. Was mir an der Stadt gefiel, war die tropische Vegetation. Überall sahen wir Touristen, aber auch viele Farbige aus den mittelamerikanischen Ländern trieben sich auf den Gehsteigen und Straßen herum.

Wir fuhren nicht zum FBI-Gebäude, sondern zu einem Krankenhaus. Es lag versteckt hinter hohen Bäumen, man erreichte es über einen schmalen asphaltierten Weg, und ich war überrascht von der Größe. Es glich mehr einem Bungalow als einem normalen Hospital.

»Hier bringen wir nur spezielle Kunden unter«, erklärte Costa, stoppte und stieg aus.

Eine über dem Eingang installierte Kamera beobachtete uns. Dann öffnete sich die Tür.

Wachposten, die salutierten. Costa zeigte einen Ausweis. Er bekam eine Karte, die er sich anhängen mußte. Auch wir wurden damit versorgt. Man nahm es sehr genau.

Die Kühle tat gut. Alles war wohltemperiert. Eine Klimaanlage sorgte dafür.

»Wir haben die Patienten getrennt untergebracht«, erklärte Costa.

»Einer ist überhaupt nicht in der Lage zu reden, bei dem anderen wird es wohl klappen.«

Das hoffen wir auch, dennoch kamen wir uns vor wie Schattenboxer. Wo wir auch hinschlugen, wir trafen ins Leere.

Ihre Krankenhäuser halten die Amerikaner in Ordnung. Besonders dann, wenn es sich um sanatoriumähnliche Bauten handelte wie dieses hier. Da blitzte es vor Sauberkeit, kein Stäubchen lag auf dem Boden, und die Wände waren mit schallschluckendem Material verkleidet. Der G-man führte uns zum Ärzteraum. Dort fanden wir einen noch jungen Mediziner vor, der bereits informiert war und quasi als Aufsichtsperson mit zu dem Zeugen wollte.

Dieser lag im letzten Zimmer des Ganges auf der rechten Seite. Die Türen bestanden aus Mahagoniholz, und der Arzt drückte vorsichtig die Klinke nach unten.

Wir schauten in einen Raum, der freundlich eingerichtet war. Die medizinischen Apparaturen fielen dadurch nicht so sehr auf, zudem arbeitet eine Elektronik ziemlich lautlos.

In dem breiten Krankenbett lag ein Mann. Nur sein Gesicht war zu sehen, der Körper wurde durch eine Decke verhüllt. Von den Apparaturen führten feine Schläuche unter die Decke. Irgendwo waren sie mit den Armen oder Beinen des Patienten verbunden.

»Besuch für Sie, Mr. Gould«, sagte der Arzt, während er an das Bett herantrat. »Wir haben ja schon darüber gesprochen, daß die

Gentlemen einiges wissen möchten.«

»Natürlich«, sagte der Kranke mit schwacher Stimme. Der Doc gab den Weg frei, so daß wir nahe an das Bett herantreten konnten.

Der Patient besaß dunkles Haar. Er war auch noch nicht dazu gekommen, sich zu rasieren, denn seine Wangen bedeckten dunkle Bartschatten. Ich schätzte Gould auf etwa 40 Jahre, sein Blick war ängstlich, nervös, ein Zeichen, daß er sein schlimmes Erlebnis noch nicht überwunden hatte.

Suko und ich stellten uns vor. Bei Sukos Anblick zuckte er mit den Augen. Einen Chinesen hatte er wohl nicht erwartet. Zum Glück hielt sich Bob Costa zurück, so daß wir unsere Fragen stellen konnten.

Ich ging nicht direkt auf mein Ziel los, sondern kam erst langsam dahin. Behutsam tastete ich mich vor, und schließlich gelang es mir, den Patienten reden zu lassen.

Wir erfuhren eine fast unglaubliche Geschichte. Ich sagte bewußt fast, denn was uns der Mann berichtete, war kaum zu fassen. Es hatte mit einer Kreuzfahrt begonnen. Sie waren in Bristol abgedampft, hatten den Atlantik überquert. Alles war herrlich gewesen, bis die Atlantic Queen in das Bermuda-Dreieck geriet. Da war es geschehen. Wir hörten von der schwarzen Wand, dann von einer gewaltigen Hand, und mich durchzuckte es wie ein Stromstoß.

Hatte ich nicht auch die Hand in meiner Vision gesehen? Meine Kehle wurde plötzlich trocken. Noch gespannter hörte ich zu, aber der Mann konnte nicht mehr viel sagen. Er hatte sich in seiner Verzweiflung über Bord geworfen. Da er sich auf dem untersten Deck befand, konnte er überleben. Andere, die das gleiche getan hatten, waren von der harten Wasserfläche erschlagen worden, weil sie aus einer zu großen Höhe sprangen. Da war das Wasser oft hart wie Beton. Hinter mir hörte ich Costa schneller atmen. Ich drehte mich um und schaute in sein skeptisches Gesicht. Erst jetzt fiel mir auf, daß er grüne Pupillen besaß, bei einem Mann sehr selten.

»Glauben Sie das?« hauchte er.

»Warum nicht?«

»Für mich sind das die Phantastereien eines Kranken. Nein, da komme ich nicht mit.«

»Dann lassen Sie es bleiben.«

Der Arzt mischte sich schließlich ein. Er hatte bemerkt, daß uns Mr. Gould nicht mehr weiterhelfen konnte, und drängte auf ein Verlassen des Zimmers.

Wir gingen auch.

Ein paarmal atmete ich durch. Suko erging es nicht anders, und er meinte: »Das mit der schwarzen Wand kommt uns ja bekannt vor.«

»Genau, die Dunkelwelt.«

»Und damit Alassia.«

»He, wer ist das denn schon wieder?« mischte sich Costa in unseren Dialog.

»Die Dame kennen Sie doch nicht«, winkte ich ab.

»Wäre aber nett, sie kennenzulernen«, meinte er grinsend.

»Das gönne ich Ihnen nicht.«

Suko war ein paar Schritte vorgegangen. Er knetete sein Kinn. Das tat er immer, wenn er nachdenklich war.

Ich sprach ihn an. »Worüber grübelst du?«

»Alassia«, murmelte er. »Erinnerst du dich, John? Angeblich soll sie den Trank des Vergessens haben, auf den Kara so scharf ist. Ob es da eine Verbindung gibt?«

»Du glaubst daran, daß Kara mitspielen könnte?«

»Ja.«

Ich biß mir auf die Lippen. »Verflucht, das hätten wir früher wissen müssen, jetzt befinden wir uns hier in Miami und können nicht weg. Ich hätte Kara gern erreicht, glaub mir das.«

»Denkst du auch an deine Vision?«

Ich konnte Sukos Gedankensprünge folgen. »Glaubst du etwa, daß

Kara sie mir geschickt haben könnte?«

»Man kann es zumindest in Betracht ziehen.«

»Damit setzen wir voraus, daß sie vielleicht Bescheid gewußt hatte.«

»Ja.«

Ich schüttelte heftig den Kopf. »Nein, das will ich nicht glauben. Sie hätte das Unglück auch verhindern können, ja, sogar müssen. Kara wird nichts davon gewußt haben.«

»So sicher bin ich mir nicht, John, da kannst du sagen, was du willst. Aber lassen wir das. Was hast du als nächstes vor?«

»Mir die Unglücksstelle anschauen.«

»Dazu müßten wir ein Flugzeug haben.«

»Kein Problem«, meldete sich Bob Costa. »Das Flugzeug besorge ich schon. Wann wollen Sie starten?«

»Am besten gestern.«

»Klar, machen wir, und ich komme mit.«

Das war uns überhaupt nicht recht. Dagegen tun konnten wir nichts. Wir waren schließlich nur Gäste.

\*\*\*

## Die Dunkelwelt!

Jenseits der Dimensionen lag sie. Eine Welt ohne Licht, ein Reich des Grauens, der Verbannung, des Todes. Hort für gestürzte und bestrafte Dämonen, Konkurrenz zu der Welt des Spuks, der in seinem Reich die Seelen der dämonischen Versager festhielt.

Eine Welt, in der Menschen nicht lange existieren konnten, denn die Dunkelheit besaß eine immense Kraft. Sie saugte auch den Menschen das Licht und die Wärme aus dem Körper, so daß sie zu Zerrbildern ihrer selbst wurden.

Von dieser Welt ahnte kaum jemand etwas. Erst recht keine Menschen, denn selbst der Teufel mied den Ort. Er wollte damit auf keinen Fall etwas zu tun haben, und auch die Herrin der Dunkelwelt,

Alassia genannt, war es irgendwann leid, für alle Ewigkeiten dort zu bleiben. Sie wollte raus!

Dem hatte man jedoch einen Riegel vorgeschoben. Asmodina, die Teufelstochter und eine Feindin Alassias, hatte sie dorthin verbannt, und erst nach Asmodinas Tod schöpfte Alassia wieder Hoffnung. Ihre schwarzen, bösen Gedanken durchdrangen Raum und Zeit, suchten Kontakt und fanden ihn mit dem damaligen Chef der Mordliga, Dr. Tod. Alassia fand eine Lücke, sie sprang durch den Riß in den Dimensionen in die normale Welt und brachte den Schrecken aus ihrer mit. Doch mutige Männer hatten sie zurückschlagen können, aber Alassia hatte Blut geleckt, und sie hielt einen besonderen Trumpf bereit. Das war Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Sie suchte den Trank des Vergessen, wollte dafür alles geben, und Alassia wußte, wo er sich befand.

In ihrer Welt!

Sie hatte Kara das Geschäft vorgeschlagen, und die Schöne aus dem Totenreich war darauf eingegangen. Durch eine Beschwörung gelang es ihr, Dimensionen aufzureißen, Löcher entstehen zu lassen, so daß die Schatten der Dunkelheit tief in das Bermuda-Dreieck eindringen, wo sie die Opfer verschlangen.

Und das war auch nötig, denn mit Alassias Welt hatte es etwas Besonderes auf sich. Um sie weiter existent zu halten, brauchte sie Menschen. Ihnen konnte sie das Licht aus dem Körper saugen, sie gaben ihr die Energie, damit die Welt sich weiter aufbauen und auch noch in Zukunft existieren konnte.

Es war ein magisches Paradoxon. Diese Welt brauchte Licht, um in ihrer Dunkelheit bestehen zu können. Und die Opfer, die ihren Dienst getan hatten, spie sie wieder aus.

So einfach und doch so schrecklich war es...

Drei Schiffe waren in die geheimnisvolle und grauenhafte Dunkelwelt katapultiert worden. Die Besatzung der ersten beiden

hatte ihre ›Pflicht‹ getan. Sie wurde nicht mehr benötigt, und Alassia sorgte dafür, daß sie ausgespien wurden...

Sie aber fühlte sich so wohl wie selten. Vor allen Dingen mit Kara als Rückendeckung.

Alassia war ein Wesen mit einem menschlichen Körper. Wenigstens dann, wenn sie sich zeigte. Da sahen die Menschen eine Frau mit Haaren, die bis zu den Füßen reichten und den nackten Körper wie ein Mantel umgaben. Zwar war die Haut hell, aber nicht so wie bei einem Menschen. Sie wirkte nur wegen des absolut schwarzen Haares so. Sah man genauer hin, so entdeckte man auch den fahlen Grauschimmer auf dem ansonsten makellosen Körper.

Und nun hatte sie ein drittes Schiff. Die Hand hatte dafür gesorgt. Ihr großer Helfer aus grauer Vorzeit. Alassia konnte triumphieren, und sie war gekommen, um sich die Opfer anzusehen.

Sie und das Schiff befanden sich im Nichts. Genau dort, wo die Gesetze der Physik aufgehoben waren. Es gab keine Höhe, keine Länge, keine Breite, keine Tiefe.

Ein Raum, der nicht meßbar war. Eben eine andere Dimension, die zu Alassia gehörte.

Und doch gab es in ihr Menschen. Nicht nur die Passagiere und Besatzung der Atlantic Queen, auch zwei andere Wesen, die man an sich nicht als normale Menschen bezeichnen konnte, obwohl sie von der äußeren Erscheinung her so aussahen.

Durch ihre Kraft und ihre Beschwörung hatte Kara der Herrin der Dunkelwelt den Weg geebnet, damit sie überhaupt ihren guten Willen sah. Kara spielte nicht falsch, und sie hoffte, daß sich Alassia auch an die Abmachungen halten würde.

In dieser Welt konnten sich Menschen nur halten, wenn Alassia es wollte. Auch wenn die Dunkelwelt momentan einen anderen Platz eingenommen hatte, jenseits der ihr eigenen Dimensionen, so herrschten nach wie vor dort ihre eigenen Gesetze. Jeder mußte sich

nach dem richten, was Alassia befahl. Diese Dämonin war gleichzeitig die Herrin über Leben und Tod.

Drei Schiffe hatte sie bekommen. Zahlreiche Menschen befanden sich in ihrer Gewalt, obwohl sie einige von ihnen schon nicht mehr benötigte. Aber sie hatte die Atlantic Quem! Und sie schwebte in dieser unheimlichen Welt, eingerahmt von gefährlichen Schatten, von konturenlosen Gebilden, von erstarrter Schwärze. Es war ungemein schwer, diese Welt zu beschreiben, denn sie war ohne Licht, lag in einer absoluten Finsternis, und doch konnten die Menschen, die dort gefangen waren, sehen. Ein weiteres unheimliches Phänomen, höchstens durch schwarze Magie erklärbar. Hätte ein nicht Gefangener einen Blick hineingeworfen, er hätte nur die absolute Schwärze entdeckt, die kein menschliches Auge durchdringen konnte.

Es war still geworden. Jeder schien zu Schatten erstarrt zu sein. Selbst die gewaltige Hand war nicht mehr zu erkennen, obwohl sie weiterhin das Passagierschiff umklammert hielt, aber die sie umgebende Dunkelheit schluckte alles.

Alassia war in der Nähe. Sie hielt sich immer dicht beim Schiff auf, um ihre Opfer beobachten zu können. Wenn sie das gewaltige Schiff umrundete, war kein Laut zu hören. Sie bewegte sich selbst leise und in absoluter Stille. Alassia paßte sich dieser Welt, die ihr gehqgte, unwahrscheinlich gut an. Niemand sah sie. Niemand konnte sie sehen, denn die Passagiere und auch die Männer der Besatzung lagen in einem tiefen, magischen Schlaf, aus dem sie erst erwachen konnten, wenn Alassia es wollte. Dann würden sie die Herrin der Dunkelheit sehen und erleben können, wer von nun an die Befehle gab.

Sie näherte sich dem Schiff. Unaufhaltsam setzte sie ihre Schritte. Kein Laut war zu hören. Ein Schatten in einer unheimlichen Welt. Und dann betrat sie das Deck.

Stille.

Absolute Ruhe, die ein Mensch vielleicht als störend empfunden hätte, aber nicht Alassia, die sich zuerst auf der Brücke umschaute und ihr Gesicht zu einem breiten Lächeln verzog, als sie die Besatzung sah, die sich bei der Katastrophe nicht mehr hatte auf den Beinen halten können. Die Offiziere nebst dem Kapitän lagen am Boden und rührten sich nicht mehr.

Die Scheiben der Brücke waren von dem ungeheuer starken Druck geborsten. Überall lagen Glassplitter, die Geräte funktionierten nicht mehr, es brannte natürlich kein Licht, alles wirkte auf eine gewisse Art und Weise makaber und geisterhaft.

Sie schaute sich die Offiziere an. Noch sahen sie aus wie Menschen, doch auf ihren Gesichtern lag bereits der Schatten dieser Welt, ein schlimmes Erbe, das immer stärker wurde und das sie wohl nie mehr los wurden.

Das Lächeln auf ihrem Gesicht wirkte triumphierend und kalt zugleich. Alassia wußte, daß sie die Siegerin war und daß ihr niemand etwas anhaben konnte.

Vor dem Kapitän blieb sie stehen. Er lag auf dem Rücken, hatte Beine und Arme von sich gestreckt und wirkte in dieser Haltung wie ein großer weißer Käfer. Er ahnte nicht einmal, wo er gefangen war, aber er würde sich wundern, wenn er es erfuhr - oder vielleicht wahnsinnig werden und durchdrehen.

Es war Alassia egal, wie er letztendlich reagierte. Hauptsache, er befand sich in ihrer Gewalt, nur das allein zählte.

Sie verließ die Brücke. Die Wege mußte sie zu Fuß zurücklegen, die Fahrstühle funktionierten nicht mehr, aber das spielte keine Rolle. Zeit war in dieser Welt bedeutungslos.

Alassia inspizierte das Schiff. Auf dem Oberdeck fand sie auch die ersten Passagiere. Sie hatten ein Fest gefeiert, als das Unglück wie ein Orkan über sie gekommen war. Nichts war mehr von der Fröhlichkeit geblieben.

Das Deck hatte sich in eine Stätte der Bewegungslosigkeit verwandelt. Die Bar war umgekippt, Flaschen zerbrochen, es roch nach ausgelaufenem Alkohol. Die Menschen hatte es ebenfalls erwischt. Wie schon auf der Brücke die Mitglieder der Besatzung, so hatte sich auch hier keiner der Leute auf den Beinen halten können. Sie lagen dort, als hätte eine Riesenhand sie einfach wie Kegelpuppen verstreut. Überall in und auf dem Schiff sah es so aus. Nicht ein Mensch bewegte sich, jeder lag in einer gefährlichen, totenähnlichen Starre. Der Schrecken hatte vor nichts haltgemacht. Das Lächeln blieb wie festgeklebt auf Alassias Gesicht. Wenn sie diese Opfer sah, dann wußte sie, daß ihre Welt erstarken und immer bestehen bleiben würde. Der Anfang war gemacht, das Ende nicht vorauszusehen, falls es das überhaupt gab. Denn an ein Ende wollten Dämonen nicht denken. Für sie war es nie vorbei, sollte es nie vorbei sein, sie dachten immer nur an Sieg.

Alassia schritt durch das Schiff. Sie war zufrieden, als sie abermals das Oberdeck betrat und sich dort weiterhin aufhalten wollte. Da irritierte sie etwas.

Es war ein Licht!

Alassia zuckte zusammen. Ein Licht in ihrer Welt, das durfte es nicht geben, so etwas war noch nie vorgekommen. Sollte sie etwas falsch gemacht haben?

Sie erschauerte, als sie daran dachte. Unwillkürlich hob sie den Arm und streckte ihn aus. Ihre Haare teilten sich an dieser Seite, und die helle Farbe des Körpers schimmerte durch.

Lautlos ging sie auf das Licht zu. Es war ein seltsames Licht. Nicht normal, als würde es von einer Lampe abstammen, sondern golden leuchtend.

Wo kam es her?

Je näher sie der Quelle kam, um so stärker wurde das Leuchten. Es widerte sie an, sie fühlte, daß es nicht in ihre Welt hineinpaßte, und

sie stieß ein wütendes Fauchen aus.

»Alassia!« Sie hörte die Stimme, die ihren Namen rief, und auf einmal wußte sie, wer dieses Licht in ihre Welt hineingebracht hatte. Keine geringere als Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Sie war gekommen!

Alassia blieb stehen. Wenn es bei Dämonen so etwas wie ein schlechtes Gewissen geben sollte, hätte sie es jetzt haben müssen, denn sie wußte, aus welchem Grund die Schöne aus dem Totenreich in ihre Welt gekommen war. Sie wollte den Preis für ihre Hilfe.

»Ich bin da«, antwortete Alassia.

»Und ich ebenfalls.«

Alassia gab sich gelassen. »Damit habe ich gerechnet.«

»Dann weißt du sicherlich auch, weshalb ich gekommen bin. Nichts ist umsonst, auch nicht in den Jenseits-Reichen. Ich habe dir mitgeholfen, die Falle zu stellen, und jetzt kassiere ich meinen Anteil. Gib mir den Trank des Vergessens...«

\*\*\*

Es hatte eine Diskussion darüber gegeben, welch einen Typ von Maschine wir nehmen sollten. Bob Costa hatte für eine normale Küstenmaschine votiert, eine Cessna, aber dagegen hatten Suko und ich einiges einzuwenden.

»Und wenn wir wassern müssen?« fragte ich.

»Denken Sie, daß Sie noch Überlebende finden werden?«

»Das ist nur eine Möglichkeit.«

Der G-man lachte. »Daran glauben Sie doch selbst nicht, Mann. Die sind untergegangen mit Mann und Maus, kann ich Ihnen sagen. Nein, Sie werden nichts finden, gar nichts.«

»Trotzdem möchte ich ein Wasserflugzeug nehmen.«

»Das ist aber nicht so schnell.« Costa hatte immer wieder Einwände.

»Auf Schnelligkeit kommt es mir in diesem Fall nicht so sehr an.

Ich will auf Nummer Sicher gehen. Wir haben es hier mit anderen Gegnern zu tun, als Sie sie gewohnt sind, Costa, daran sollten Sie immer denken.«

Er hob die Schultern. »Wenn Sie meinen. Ich gebe Ihnen den Segen.«

Diese erste Auseinandersetzung hatten wir für uns entschieden. Suko war der Ansicht, daß wir mit Costa noch Ärger bekommen würden, denn er gehörte zu den Typen, die sich überhaupt nicht unterordnen können, weil sie sich selbst für die Größten halten.

Ich hatte immer ein komisches Gefühl, wenn ich Costa anschaute. Er ging den Fall viel zu lässig an. Dämonen, finstere Mächte, das waren für ihn Gestalten, die in die Comics gehörten oder in Kinos, aber nicht in die Realität, obwohl er eigentlich durch den Tod seines Kollegen Barracuda hätte gewarnt sein müssen.

Und noch etwas hatten wir uns besorgt. Zusatztanks. Wir wußten nicht, wie lange wir unterwegs sein würden und wollten nicht Gefahr laufen, unterwegs notwassern zu müssen, deshalb diese Tanks. Wir starteten von einem kleinen Flughafen nahe der Küste, etwas nördlich von Miami. Costa hatte es sich nicht nehmen lassen, die Maschine selbst zu fliegen. Er wollte uns beweisen, wie gut er war und was er alles konnte.

Ziemlich steil schraubte er die Maschine in die Höhe. Ein paarmal schaute er sich dabei um, aber wir wurden nicht grün im Gesicht, denn das Fliegen waren wir inzwischen gewohnt.

Unter uns wurden die Segelboote kleiner, die Surfer verschwanden ganz, und der Blick weitete sich. Ich konnte auch die zahlreichen Inseln erkennen, die vor der Küste lagen und lagunenähnliche Formen besaßen. Im Süden sah ich ein sattes dunkles Grün auf der Erde. Das waren die berühmten Everglades, die auch ich schon kennengelernt hatte. Dort war mir zum erstenmal der Goldene Samurai begegnet, dem es hinterher gelungen war, Tokata, einen

Feind, zu töten. Richtung Osten!

Wir stießen hinein in das Bermuda-Dreieck, in einen strahlend blauen Himmel, der sich mit den grünlich schimmernden Wogen am Horizont zu vereinen schien.

Schräg schien die Sonne durch das Seitenfenster. Ein mörderischer Glutball, der wie eine überreife Zitrone am Firmament stand. Da wir nicht miteinander sprachen, hörten wir auch das Quäken des Funkgeräts. Costa hatte sich einen Kopfhörer übergestreift und stand noch immer mit Miami in Verbindung. Das würde eine Weile so bleiben, allerdings nicht mehr dort, wo die Schiffe gesunken waren.

Das Flugzeug war gut in Schuß. Die beiden Motoren liefen ruhig. Keine Unregelmäßigkeit war festzustellen und auch kaum Vibrationen, die durch den Rumpf dröhnten.

Da wir Zeit hatten, entspannte ich mich. Ich streckte die Beine aus und schloß die Augen ein wenig. Das gleichmäßige Brummen der Motoren machte mich irgendwie schläfrig, ich hatte zudem noch Schlaf nachzuholen, denn der Zeitunterschied zwischen Europa und den Staaten bleibt irgendwie immer in den Knochen hängen.

Suko bewegte sich neben mir. Er überprüfte unsere Waffen. Wir hatten den Einsatzkoffer mitgenommen, trugen alles an Waffen mit uns, was nötig war.

Auch den Bumerang.

Vor dem Start hatten wir noch den Wetterbericht eingeholt. In dieser Gegend der Welt konnte sich das Wetter blitzschnell ändern. Besonders in dem berühmten Bermuda-Dreieck, doch die Voraussage der Wetterfrösche zeichnete für uns ein positives Bild. Keine Gefahr eines Wetterumschwungs, im Gegenteil, das Hochdruckgebiet breitete sich noch aus.

Je weiter wir flogen, desto schwächer wurde der Funkverkehr. Ich schlief irgendwann ein, und erst ein Stoß meines Freundes weckte mich wieder.

»Was ist los?«

Suko deutete auf den Rücken des vor uns sitzenden G-man. »Costa sagt, daß wir es bald geschafft hätten.«

»Sind wir da?«

»Noch nicht. Es kann nicht mehr lange dauern.«

Der FBI-Beamte hatte etwas von unserer Unterhaltung mitbekommen.

»Machen Sie sich darauf gefaßt, daß wir in spätestens zehn Minuten wassern werden.«

Ich schaute nach unten. Nicht aus reiner Neugierde, denn außer Wasser gab es doch nichts zu sehen, aber ich hoffe, Klarheiten über die Dünung des Meeres zu bekommen. Es ist nämlich ein Unterschied, ob man auf einem See wassert oder auf dem Meer.

Viel konnte ich nicht erkennen, Costa mußte erst tiefer gehen. Das tat er schon bald.

Die Schnauze der Maschine senkte sich. Mit jedem Yard, die sie an Höhe verlor, nahm das Wasser eine andere Farbe an. Aus dem Grau wurde ein Grün, wir sahen die hellen Wellenkämme, erkannten die schaumigen Streifen, und jetzt stellte ich auch fest, daß das Meer doch nicht so ruhig war, wie es aus großer Höhe ausgesehen hatte.

»Wird es Schwierigkeiten geben?« fragte ich.

»Das hoffe ich nicht«, gab Costa zurück.

»Haben Sie schon oft mit einem Wasserflugzeug...«

Er ließ mich nicht aussprechen, sondern lachte laut auf. »Natürlich, Sinclair, ich bin ein alter Fuchs. So etwas lernt man, wenn man G-man in Florida ist.«

»Sorry, war nur eine Frage.«

»Macht nichts.«

Ich schaute wieder aus dem Fenster, sah nach unten und bekam regelrecht Angst, wenn ich mir die weite Dünung vorstellte, der wir uns immer mehr näherten.

Da hinunter zu müssen, war wirklich kein Vergnügen, und ich fragte mich, ob es überhaupt nötig war.

Darüber sprach ich mit Suko. Allerdings so leise, daß Costa uns nicht hörte.

»Ich weiß auch nicht, ob wir etwas finden«, meinte mein Partner und schaute wieder in die Tiefe. Plötzlich aber zuckte er zusammen.

Ich hatte seine Reaktion wohl bemerkt und fragte: »Was ist los?«

»Verdammt, John, da stimmt etwas nicht.«

»Wieso?« Dabei machte ich den Hals lang, um ebenfalls an Sukos Seite in die Tiefe zu blicken.

Mein Freund und Kollege hatte seinen Arm ausgestreckt. Er wies schräg nach unten. »Ich kann mir nicht helfen, John, aber das Wasser dort sieht anders aus. Da ist ein großer Kreisel entstanden, als würde etwas von unten her sprudeln.«

Ich konnte nichts erkennen, sah jedoch ein anderes Phänomen, das mir buchstäblich den Atem raubte.

Entfernungen sind schlecht zu schätzen. Ich ging von einer Distanz, von vielleicht zwei Meilen östlich aus. Dort begann die Luft über den Wellen zu flimmern, und es war nicht auf die Hitze oder die Sonneneinstrahlung zurückzuführen, das hatte einen anderen Grund.

Wir hatten so etwas öfter erlebt, immer dann, wenn sich etwas materialisierte.

Ob das auch hier der Fall war?

In der Tat veränderte sich die Luft, sie nahm eine andere Form an, bekam gewissermaßen Konturen, und diese waren mit den Umrissen eines Schiffes identisch.

Mein Gott, da materialisierte sich aus dem Nichts ein Schiff. Ein ziemlich großer Kahn, ein regelrechter Pott, grau in der Farbe. Grau wie der Tarnanstrich.

So sahen Kriegsschiffe aus.

»Der verschwundene Kreuzer!« flüsterte ich, und mir lief ein

Schauer über den Rücken.

Suko sagte gar nichts. Er schluckte und staunte. Aus dem Nichts war dieses Schiff aufgetaucht. Wir sahen seine Aufbauten, die Geschütze, die große Brücke, die Antennen und die Funkmeßgeräte und die Plattform, wo auch Hubschrauber landen konnten.

Es gab keinen Zweifel mehr. Das genau war der verschwundene Kreuzer, und er tauchte jetzt vor unseren Augen auf. Aber nicht aus dem Wasser, sondern aus einer anderen Dimension, von irgendwoher, praktisch aus dem Nichts.

Plötzlich machte sich mein Magen selbständig. Er schoß von der Körpermitte her hoch in meine Kehle, und ich hatte das Gefühl, als würde er noch höher wandern.

Diese Reaktion hatte einen Grund. Und der war ziemlich simpel. Bob Costa hatte das Schiff natürlich auch gesehen. Er mußte von einem Schreck in den anderen gefallen sein, vielleicht war er sogar noch überraschter als wir, auf jeden Fall hatte er die Maschine regelrecht fallen lassen. Viel zu heftig, deshalb war uns der Magen in die Kehle geschossen.

Costa fing sich wieder, und er fing auch die Maschine ab. Das war nötig, denn wir hatten uns der Wasserfläche schon bedenklich genähert.

»Das ist nicht möglich, ich... ich träume!« Ächzend stieß der G-man die Worte hervor, während er nach unten schaute und nicht mehr auf seine Instrumente.

Seine übersteigerte Selbstsicherheit war von ihm abgefallen. Er war nicht mehr der strahlende Siegertyp.

»Behalten Sie um Himmels willen die Nerven und bringen Sie den Vogel heil herunter«, meldete ich mich.

»Aber das Schiff...«

»Eine Erklärung für dieses Phänomen werden wir schon finden!« Ich hoffte, ihn mit meinem Optimismus anzustecken. Fraglich war, ob

es mir gelang, denn Costa flog den Vogel ziemlich unruhig. Wir waren längst nicht mehr so hoch wie bei der Entdeckung des Kreuzers. Mittlerweile konnten wir Einzelheiten erkennen, und wir hätten auch die Besatzung sehen müssen, doch von ihr war nichts zu erkennen. Kein Mensch befand sich auf dem Deck, und ich bekam das Gefühl, ein auf den Wellen tanzendes Geisterschiff zu sehen. Unheimlich war das schon...

Es war aus einer anderen Dimension erschienen, aus dem Jenseits gewissermaßen, und das Jenseits schien das Schiff auch verschluckt zu haben. Aber es waren zwei Schiffe verschwunden.

Wo befand sich das andere, das deutsche?

»Fühlen Sie sich wieder besser?« fragte Suko.

»Ja, zum Henker.«

»Dann versuchen Sie zu wassern.«

Bob Costa bekam kalte Füße. »Sollen wir nicht lieber zurückfliegen. Dieses Schiff, das kann doch nicht...«

»Nein!« entschied ich. »Wir haben Ihnen vorher gesagt, daß es nicht einfach sein wird. Vielleicht können wir das Rätsel lösen, wenn wir uns den Kreuzer einmal aus der Nähe anschauen.«

Costa nickte.

Ihm war nicht wohl bei der Sache, uns allerdings auch nicht, ehrlich gesagt. Wir hatten es hier mit einem gefährlichen Phänomen zu tun und zudem mit Gegnern, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatten. War es wirklich Alassia, die Herrin der Dunkelwelt?

Mir fiel wieder das stolze Passagierschiff, die Atlantic Queen, ein. Von ihr war ebenfalls nichts zu sehen. Mir wäre wohler gewesen, wenn auch sie sich materialisiert hätte. Allerdings fragte ich mich, ob dieses Schiff dann auch so menschenleer gewesen wäre wie der unter uns schwimmende Kreuzer.

Costa ließ die Maschine ein wenig heftig zur linken Seite hinwegtrudeln. Fast kippte sie über die Tragfläche ab, das wäre fatal

gewesen, doch er fing sie wieder, brachte den Vogel in einen Kreis, und im gleichen Augenblick setzten die Motoren aus. Ohne zu stottern, ohne irgendwelche Anzeichen. Plötzlich war Schluß. Wir flogen ohne Motoren und hörten nur den Flugwind, der um die Maschine heulte.

Die nächste Hiobsbotschaft kam von Costa. »Keine Funkverbindung mehr!« meldete er. »Verdammt, wir sind abgeschnitten. Ohne Motoren kommen wir nicht mehr zurück.«

»Landen Sie!«

Bob Costa lachte auf. »Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben«, meinte er, und wir drei wußten, daß es jetzt gefährlich wurde...

\*\*\*

Die Anspannung zeichnete unsere Gesichter. Costa machte es trotz seiner Nervosität geschickt. Er versuchte, die Luftströmungen auszunutzen und die Maschine sicher auf das Wasser zu bringen. Keine einfache Sache, und was von oben so glatt ausgesehen hatte, erwies sich jetzt als gefährlicher Irrtum.

Die Meeresdünung durften wir auf keinen Fall unterschätzen. Lange, nicht sehr hohe Wellen produzierte sie, dazu weite Wellentäler, und die Wellenkämme waren mit schaumigen Kronen besetzt.

Sie wurden immer größer, auf uns wirkten sie schon gefährlich. Mir kam das Meer wie ein unruhiger Teppich vor, und ich hoffte, daß die Schwimmer auch hielten.

Costa sagte jetzt nichts mehr. Er konzentrierte sich und mußte das auch tun, denn eine solche Landung war bei ihm sicherlich eine Premiere. Sukos Gesicht zeigte einen relativ gleichgültigen Ausdruck. Nichts spiegelte sich dort von seinem Empfinden wider. Schon schlugen die ersten Spritzer gegen die Scheiben. Mein Blickwinkel wurde eingeengt, und ich sah nur noch die gewaltige

Fläche.

»Achtung, Freunde, gleich reißen sie uns den Hintern auf!« knurrte der G-man, und einen Herzschlag später: »Wasserkontakt!«

Der rechte Schwimmer berührte die Wellen. Hart stieß er dagegen, als würde er auf eine betonierte Fläche schlagen. Die Maschine wurde geschüttelt, wir hielten uns fest, ich schaute durch das Fenster, sah nur das Wasser und die gewaltigen Wogen der Dünung. Sie führten einen wilden Tanz vor meinen Augen auf, unsere Maschine geriet in ein unruhiges Schaukeln, quer laufende Wellen machten uns zu schaffen, ihr Spritzwasser hüllte das Flugzeug wie ein Duschbad ein, und manchmal konnten wir wirklich nichts mehr sehen.

»Wahnsinn!« schrie Costa. »Ein Wahnsinn, bei dieser verdammten See zu wassern... Und dann noch ohne Motor.«

Auch der FBI-Beamte hüpfte auf seinem Pilotensitz, und er mußte das Ruder hart festhalten.

Für uns zog sich die Zeit. Obwohl nur Sekunden vergangen waren, kam es uns vor wie Minuten. Dabei hörte die Schaukelei nicht einmal auf, im Gegenteil, sie wurde schlimmer. Am hinteren Leitwerk brach etwas weg, was von uns kommentarlos und mit bleichen Gesichtern aufgenommen wurde. Selbst Bob hielt den Mund.

Wir konnten nur abwarten und uns selbst die Daumen drücken. Irgendwann mußte die Maschine doch zur Ruhe kommen. Das tat sie auch.

Allmählich nur wurde die Schaukelei schwächer. Die Eigengeschwindigkeit der Maschine hatte auch nachgelassen. Sekunden später war sie überhaupt nicht mehr vorhanden, das Flugzeug trieb und schaukelte auf dem Wasser.

Wir blieben noch sitzen. Bis Bob Casta den Kopf drehte. »Okay«, sagte er, »wir hätten es geschafft.«

»Sieht tatsächlich so aus«, bemerkte ich.

»Und jetzt?«

»Sehen wir uns das Schiff aus der Nähe an«, erwiderte Suko voller Optimismus.

Casta wurde sarkastisch. »Wollen Sie sich auf einem Hai hintragen lassen?«

»Zur Not auch das.« Der Inspektor schaute mich an und hob fragend die Augenbrauen.

Ich nickte. Wie auch Suko erhob ich mich von meinem Sitz. Unser Weg führte zum Ausstieg. Ich mußte den Hebelgriff hochschieben, um die Tür öffnen zu können.

Es gab ein saugendes Geräusch, als sie aufschwang. Mir spritzte sofort das Seewasser entgegen und drang mir fast bis auf die Haut. Vor mir sah ich eine gewaltige graue Wasserfläche, die überhaupt nicht mehr so ruhig aussah wie aus der Luft.

An einem Holm klammerte ich mich fest, da die Maschine sehr schwankte. Schon jetzt spürte ich ein seltsames Drücken im Magen und schluckte ein paarmal. Die Übelkeit wollte ich so lange wie möglich unterdrücken, drehte meinen Kopf nach rechts und schaute an der Maschine vorbei. Ich hatte das seltsame Knacken noch im Ohr und stellte fest, daß am Heckleitwerk etwas abgebrochen war.

Auch das Schiff konnte ich sehen.

Aus der Luft war mir der Kreuzer so klein vorgekommen, hier jedoch entpuppte er sich als wahrer Riese. Die Bordwand kam mir turmhoch vor, ich fragte mich, wie wir sie entern sollten.

»Das wird schwer sein«, sprach Suko meinen Gedanken aus. Der Inspektor stand neben mir.

»Wir müssen schwimmen.«

»In der Dünung?«

»Was bleibt uns anderes übrig?«

»Ich mache mal das Boot fertig«, rief Costa aus der Maschine.  
»Damit könnten wir es schaffen.«

»Er hat ja sogar Ideen«, meinte Suko.

Wir halfen Costa. Es war eines dieser modernen Schlauch-und Rettungsboote, das sich aufblies, sobald es Kontakt mit der Wasseroberfläche bekam. Costa schleuderte es hinaus. Kaum klatschte es auf das Wasser, als sich der gelbe Gummiwulst schon entfaltete. Zischend fuhr die Luft in das Material, und die Umrisse eines Bootes erschienen auf den grauen Wellen. Das helle Gelb hob sich besonders stark ab.

Wir hielten es an der Leine fest, zogen es zu uns heran, dann konnten wir hineinklettern.

Costa war gut. Er tat dies wie ein alter Seemann. Ich hatte meine Schwierigkeiten, schaffte es allerdings auch, und Suko sprang als letzter hinein.

Sofort hob uns eine Welle hoch. Leider drückte sie uns gegen das Flugzeug, der große Schwimmer kam immer näher, ein Ausweichen gab es für uns nicht, und wir prallten dagegen.

Das war Pech. Ich hatte Angst, unser Boot würde es nicht überstehen. Ein Irrtum, denn das Material war so fest, daß es keinerlei Schaden nahm.

»Ruder!« sagte Suko.

Es gab nicht nur einen Notsender, mit dem Costa sich beschäftigte, auch Notproviant, eine Leuchtpistole und Entsalzungstabletten. Wir schnappten uns die aus Kunststoff gefertigten Ruder und stachen die Blätter in die graugrünen langgezogenen Wellen der Meeresdünung. Es klappte besser, als wir gedacht hatten. Das ungewohnte Rudern im Meer war zwar schwierig, aber wir taten es mit dem Mut der Verzweiflung und kämpften gegen die langen und manchmal auch hohen Wellen an.

Hin und wieder hörten wir Costa schimpfen. Er hatte Probleme mit dem Sender, und schließlich stieß er einen bitterbösen Fluch aus. »Das Ding funktioniert nicht. Es gibt keinen Mucks von sich. Als

hätte der Teufel seine Hand im Spiel.«

»Das können Sie ruhig laut sagen«, erwiderte ich und dachte an den Motorausfall. Das war ungefähr das gleiche. Schwarze Magie legte die Elektronik lahm.

Suko stieß mich kurz an. »Spürt dein Kreuz nichts? Reagiert es?«

»Nein.«

Manchmal kam es vor, daß mein Kruzifix mir eine magische Zone anzeigte. Hier blieb es ruhig, und mir schien es, als würden wir uns in einem Vakuum bewegen.

Der Kampf gegen die Wellen ging weiter, und die Bordwand des Schiffes kam immer näher.

Wie ein Berg wuchs sie vor uns auf. Eine graue, steile, unbezwingbare Riesenwand aus Stahl. Da konnte man direkt Angst bekommen, und wir fragten uns, wie wir an Bord gelangen sollten.

Suko entdeckte eine Leiter. Er ließ sein Ruder los und schrie heiser auf, während er in Richtung Bug deutete. »Da ist eine Leiter an der Bordwand. John, wir müssen hoch!«

»Okay, Kolumbus, dann rudere!«

Mit doppeltem Eifer machten wir uns an die Arbeit. Costa fragte, ob er einen von uns ablösen sollte, wir schüttelten den Kopf und machten weiter.

Wir gewannen den Kampf gegen die Dünung. Das Gebirge aus Stahl wurde noch größer, und einmal wuchtete uns eine Welle fast bis an die Bordwand. Das war gefährlich, denn der Kraft des Wasser hatten wir kaum etwas entgegenzusetzen.

Nun ja, wir schafften es trotzdem. Zwar wurden wir einige Male abgetrieben, aber dem G-man gelang es schließlich, das mitgenommene Tau um die Leiter zu schlingen.

Als wir festhingen grinste er. »Jetzt wollen wir den Kahn mal untersuchen, Jungs.« Er hatte seine alte Zuversicht und Selbstsicherheit zurückgefunden.

»Wann wird man uns wohl suchen?« erkundigte ich mich beim FBIBeamten.

»Keine Ahnung, aber die Nacht werden wir wohl auf dem Meer verbringen müssen.«

»Na denn.«

Wir hatten uns abgesprochen, wer als erster die Leiter hochsteigen sollte. Das Los war auf Suko gefallen. Ich ging anschließend, und Bob Costa machte den Schluß.

Mit geschmeidigen Bewegungen überwand mein Partner die eng an der Bordwand liegenden Sprossen. Kraftvoll zog er sich in die Höhe, ich tat es ihm nach, und Costa folgte uns.

Nie hätte ich gedacht, daß eine Bordwand so hoch sein könnte. Sie schien kein Ende zu nehmen. Als ich die hohe Reling schließlich vor mir sah, war ich außer Atem. Im Zeitlupentempo ließ ich mich auf das große Deck rollen.

Wir standen in der Nähe der Brücke. Von der Besatzung des Schiffes sahen wir keine Spur. Wir kamen uns wie auf einem Geisterschiff vor, nur war dies kein alter, verfluchter Kahn aus dem vorletzten Jahrhundert, sondern ein modernes Kriegsschiff, das in den Bann der Schwarzen Magie geraten war.

»Keine Besatzung«, murmelte auch Bob Costa, der als letzter das Deck betrat.

Da hatte er mehr als recht. Mit einem ersten Rundblick inspizierten wir das große Deck, auf dem nicht ein Lebewesen zu sehen war. Selbst die Schiffsratten, falls es solche überhaupt gab, hatten sich verzogen.

»Wo können die Leute denn stecken?« fragte Costa und schaute uns an, als wäre er sicher, von Suko oder mir eine Antwort zu bekommen.

Die bekam er auch. »Wahrscheinlich in einer anderen Dimension«, sagte ich.

Costa wollte erst lachen. Als er mein Gesicht sah, wurde nicht einmal ein Lächeln daraus, er verzog nur ein wenig die Mundwinkel.

»Ja.« Ich nickte. »Eine andere Erklärung weiß ich auch nicht.«

»Und was halten Sie von Kidnapping?«

»Beides läuft ungefähr auf das gleiche hinaus.«

»Ich kann mich mit Ihrer Theorie nicht anfreunden«, erklärte der G-man und schüttelte den Kopf.

»Sagen Sie mir eine bessere.«

Costa schaute mir ins Gesicht. »Sicher, es ist keine Theorie, aber wir sollten das Schiff absuchen.«

»Das hatte ich sowieso vor.«

Wir diskutierten noch, ob wir uns trennen sollten. Dann erschien uns das Risiko zu groß, also blieben wir zusammen und machten uns gemeinsam an die Arbeit.

Es war schlimm.

Schlimm insofern, was die Größe des Schiffes anbetraf. Wir nahmen uns nicht jede kleinste Ecke des gewaltigen Decks vor, sondern verschafften uns nur einen generellen Überblick.

Wir sahen auch die Hubschrauber, die nebeneinander standen. Costa enterte einen. Er hatte die Hoffnung, mit dem Copter wegfliegen zu können, mußte allerdings das gleiche erleben wie bei der Cessna. Es funktionierte keine Maschine.

»Da steckt der Wurm drin«, sagte Costa, als er auf das Deck sprang.

»Nehmen wir uns die Brücke vor?«

»Sicher.«

Auch die Brücke präsentierte sich in gähnender Leere. Keine Offiziere, keine Mannschaften. Verwaist das Ruder, defekt die Elektronik, zwei zerstörte Fenster.

Da konnten wir nur die Schultern heben.

Da die Fahrstühle nicht funktionierten, mußten wir sämtliche Wege

zu Fuß gehen. Unser nächstes Ziel war der Bauch des Kreuzers. Über Treppen und schräge Steige gelangten wir dorthin, gerieten als erstes in die Offiziersmesse und sahen abermals keinen Menschen. Allerdings herrschte eine Atmosphäre, als hätten die Personen den Raum fluchtartig verlassen oder als wären sie weggeholt worden. Da schimmerte noch der Kaffee in den Tassen, die Aschenbecher waren voll. Vor den Bücherregalen standen die Sessel, die Bar war geöffnet. Wirklich ein Geisterschiff.

Ich wischte mir über die Augen und fragte mich, ob wir weitersuchen sollten.

»Irgendwo sind ja auch die Mannschaftsräume«, meinte Suko. Einen Plan hatten wir nicht, stiegen aber tiefer und gelangten auf das nächste Deck.

Völlig still war es auf einem Schiff nie. Es bewegte sich auf der Dünung, irgendwo knackte und arbeitete immer etwas. Und wenn es nur Metallstreben waren oder irgendwelche Gegenstände, die nicht fest genug angeschraubt waren.

Ich will es kurz machen. Keine Spur von der Besatzung. Das Schiff war und blieb leer.

Als wir wieder auf dem Oberdeck standen, waren wir alle drei so ziemlich ratlos.

»Wo können die nur sein?« fragte Costa mit leiser Stimme und schaute auf das Meer.

Von uns bekam er keine Antwort. Suko aber sagte zu mir. »Ob das Alassias Werk ist?«

»Sieht ganz so aus.«

»Wieder diese Alassia«, knurrte der G-man. »Verdammt noch mal, wer ist die Frau?«

»Vielleicht werden Sie sie noch kennenlernen«, gab ich zurück. »Aber freuen Sie sich nicht zu früh. Diese Person bringt das Grauen. Sie ist mächtig, sie ist...« Ich sprach nicht mehr weiter, sondern fing

einen erstaunten Blick meines Freundes Suko auf.

»Was hast du, John?«

»Ich weiß auch nicht, aber irgendwie habe ich das Gefühl, daß einiges anders wird.«

»Wieso?«

»Das Kreuz«, murmelte ich, griff in meinen Hemdausschnitt und holte es hervor.

Ja, es reagierte. Ein schwaches silbernes Leuchten lag über dem Kruzifix, und im nächsten Augenblick blitzte ein greller Strahl auf, der schräg in den Himmel stieß.

Dort war die Sonne schon verschwunden. Er hatte seine blaue Farbe verloren, war grauer geworden und wirkte irgendwie unheimlich. Ich folgte mit meinem Blick dem Strahl und sah auch sein Ziel. Es stand tatsächlich ein Kreis am Himmel, und genau dort kristallisierte sich etwas heraus.

Eine Person.

Unheimlich weit entfernt und gleichzeitig fast zum Greifen nah, stand dort ein alter Bekannter. Myxin!

\*\*\*

Er hatte den Kontakt gesucht und ihn auch gefunden!

Eine andere Erklärung gab es für uns nicht. Wir drei starrten ihn an, wobei Costa fast die Kinnlade nach unten fiel, denn so etwas hatte er noch nicht gesehen.

»Verdammt, das ist Myxin.«

Costa warf Suko einen schrägen Blick zu. »Und wer ist diese komische Figur?«

»Ein Magier.«

Myxin hob beide Hände. Er gab uns Zeichen, die eine Begrüßung, aber auch eine Warnung sein konnten. Nach dem, was wir erlebt hatten, wollte ich letzteres annehmen.

Reden konnte er nicht. Auch nicht auf geistiger Ebene. Sein Bild

wurde plötzlich durchscheinend, und es verblaßte völlig, als auch der Strahl zurück in das Kreuz fuhr.

Alles war wie zuvor.

»Mann!« knurrte Costa. »Das ist ja verrückt. Was wird hier eigentlich gespielt?«

Darüber konnten wir ihm auch keine genaue Auskunft geben. Wir mußten abwarten, was die nähere Zukunft brachte.

Der G-man stapfte mit dem Fuß auf. »Allmählich höre ich auf mich zu wundern«, schimpfte er. »Was wir hier erleben, ist ja irre. Das kann nicht wahr sein.«

»Sie hätten doch in Miami bleiben sollen«, konterte ich. »Wir hatten Sie gewarnt.«

»Bis jetzt ist ja nichts passiert.«

»Ich weiß nicht. Wenn ich mich hier auf dem Schiff so umschaue, dann...« Sukos Zischen ließ mich verstummen. Es war eine Warnung, denn plötzlich, und aus dem Nichts kommend, war der grüne Schein um uns. Er hüllte das Schiff ein wie ein Tuch. Ein Zucken, ein Vibrieren lag innerhalb dieser seltsamen Lichtglocke, und jeder von uns spürte den Anprall der fremden Magie.

Sie kam wie ein gewaltiger Stoß.

Und innerhalb eines Sekundenbruchteils änderte sich plötzlich das Bild. Das Deck war auf einmal nicht mehr leer. Wir sahen uns umringt von geisterhaften Gestalten, die uns anglotzten und anstarrten, ohne zu sprechen.

Es waren Menschen, sogar die Besatzung des Kreuzers, und sie war aus einer anderen Dimension zurückgekehrt. Neben mir krümmte sich Costa. Auf seinem Gesicht lag ebenfalls ein grünlicher Widerschein, die Pupillen in den weit aufgerissenen Augen wirkten unnatürlich blaß, seine Lippen zuckten, er hatte am stärksten von uns unter dieser seltsamen Magie zu leiden.

Ich hielt ihn fest und drückte ihn dann gegen einen Aufbau.

Kümmern konnte ich mich um den Agenten nicht, denn die Verhältnisse hatten sich plötzlich verändert.

Wir befanden uns inmitten von Menschen. Wirklich Menschen? Glauben konnte ich es nicht so recht, und auch meine Augen lieferten mir andere Informationen. Denn was dort herumlief, hatte menschliche Formen, aber das war auch alles.

Uns umgaben eigentlich nur graue Gestalten. Grau und schattenhaft. Zwei Soldaten kamen auf mich zu. Ich sah sie sehr deutlich, da sie vor mir standen und einfach weitergingen, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden. Ich bewegte mich auch nicht zur Seite, und sie lenkten ihre Schritte einfach durch mich hindurch.

Mein Kreuz reagierte.

Als die beiden Schattenmenschen mit mir verschmolzen und mit dem Kreuz in Berührung kamen, da hörte ich die leisen, deutlichen, aber unendlich weit entfernten Schreie.

Und dann waren die Schatten verschwunden.

Aufgelöst, zerstört, gefressen...

Das Schlimmste kam noch. Genau dort, wo sie mich berührt hatten, spürte ich ein kurzes Brennen. Im gleichen Augenblick sah ich den Staub und die Knochenteile, die aus heiterem Himmel vor meine Füße regneten und liegenblieben.

Welch ein Grauen...

Das waren die echten Körper, zerstört von einer unheimlichen Magie, in deren Fesseln auch wir lagen.

Jetzt erst ging ich zur Seite. Suko, mein Partner, war plötzlich grau im Gesicht. Dabei schüttelte er sich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen, und der G-man, der ein Stück entfernt stand, stieß einen schluchzenden Laut aus.

Der unheimliche Vorgang wurde von ihm kaum verkraftet. Die andere Wesen störten sich nicht um ihre beiden zerstörten Kameraden. Sie blieben nicht stehen, schritten weiter über das Deck

und bewegten sich dabei wie Zombies, denen es schwerfällt, überhaupt einen Fuß vor den anderen zu setzen. Es war die reine Hölle, die wir innerhalb dieser grün flirrenden Aura erlebten.

Keiner von uns sprach. Jeder hatte Mühe, das eben Erlebte zu fassen. Als wieder jemand auf mich zukam, trat ich zur Seite. Er passierte mich, ohne daß etwas geschehen wäre. Dieses Wesen blieb ein grauer Schemen.

»Begreifst du das?« hörte ich Suko flüstern und drehte den Kopf, weil ich dem Wesen nachgeschaut hatte.

»Das ist Alassias Werk«, murmelte ich. »Sie hat Einlaß in unsere Welt gefunden.«

»Was können wir machen?«

Da war ich überfragt.

Bob Costa hatte seinen ersten Schrecken einigermaßen überwunden. Er stand zwar noch immer am gleichen Platz, doch sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Das Grauen aus seinen Augen war verschwunden, er blickte wieder klarer, streckte die Arme aus und schrie uns an.

»Verdammt, wir müssen etwas tun! Das ist ja hier die Hölle! Wir müssen runter vom Schiff, hört ihr nicht!«

»Wohin denn?«

Er drehte ein paarmal den Kopf. »Und wenn ich ins Wasser springe, Sinclair, aber hier bleibe ich nicht!«

»Mensch, seien Sie vernünftig, Costa! Reißen Sie sich zusammen. Sie sind doch ein so harter Bursche!«

»Ja, aber mir ist ein Killer mit geladener MPi lieber als so etwas! Ich haue ab!«

Es war mein Fehler, ich hätte zu ihm gehen sollen. So war die Distanz zwischen uns einfach zu groß. Und als er startete, gelang es mir nicht, ihn aufzuhalten.

Auch Suko stand zu weit weg. Costa kam bis an die Reling, wo sich

die magische Sperrzone befand, aber nicht die Stelle mit der Leiter. Ob er sich aus dieser Höhe ins Wasser stürzen wollte? Alles sah danach aus, aber er schaffte es nicht.

Die Magie war stärker.

Costa brüllte. Er hatte die Reling kaum berührt, als er einen magischen Schlag bekam, der ihn nach hinten und auf die Planken schleuderte, wo er sich noch überschlug. Er zitterte, schrie und wurde allmählich grau im Gesicht.

Suko nahm die Gefahr als erster wahr. »Verdammt, John, der wird seiner Seele beraubt oder was weiß ich.«

Mein Partner hatte recht. Ich mußte etwas tun, lief auf ihn zu und drückte ihm mein Kreuz ins Gesicht.

Wieder ein Schrei.

Noch schriller als beim erstenmal, doch der magische Prozeß wurde gestoppt. Als zitterndes Bündel Mensch lag er schließlich in meinen Armen. Um uns herum gingen die geisterhaften Gestalten. Lautlos schritten sie dahin, und sie bedachten uns mit keinem Blick. Ich zog Costa zur Seite, bis ich ihn zwischen uns hinlegte. Suko hatte seine Dämonenpeitsche gezogen. Er schaute sich um, warf dann einen Blick auf die drei Riemen und zischte: »Ich möchte doch mal wissen, ob wir es mit der Peitsche schaffen können.«

»Versuch es.«

In unmittelbarer Nähe bewegte sich ein Soldat. Suko ließ ihn noch einen Schritt gehen und schlug mit dem Handgelenk zu.

Die drei Peitschenriemen entfalteten sich. Sie trafen das Wesen an drei verschiedenen Stellen, und jeder von uns konnte das unheimliche Phänomen erleben.

Das Schattenwesen wurde dreigeteilt.

Plötzlich zitterten vor uns drei graue Stücke, die nicht mehr miteinander in Verbindung standen. Da war einmal der Teil mit dem Kopf, bei dem die linke Seite fehlte, dann der größere Teil mit Brust

und Hüfte - und die schräg zerschnittenen Beine.

Wie ein Puzzle wirkte das Wesen.

Wir standen da und staunten, sahen allerdings auch, daß die drei Teilen sich krampfhaft bemühten, wieder zusammenzukommen. Sie versuchten, aufeinander zuzudrängen, was ungemein schwer war, denn es schien, als hielte sie eine unsichtbare Kraft zurück.

»Schlag noch einmal zu!«

Suko hörte auf mich.

Abermals zuckte seine Hand vor, die Peitschenriemen entfalteten sich so geschickt, daß sie die drei Teile trafen und sie abermals halbierten. Ein sechsgeteilter Schattenmensch schwebte vor uns!

Ich begriff es nicht. Es war eine unfäßbare Magie, die wir da erlebten, mein Blick saugte sich an den Überresten des Schattenkopfes fest, und ich erkannte, daß sich auch die sechs Teile noch immer bemühten, zusammenzukommen.

»Verdammt, die kann man so nicht vernichten!« schimpfte Suko und warf mir einen auffordernden Blick zu.

Ich wußte, was er meinte.

Mein Kreuz trat in Aktion. Ich führte es schräg gegen das Wesen und erlebte den gleichen Horror wie beim erstenmal. Der Schatten verging, aber aus einer anderen Dimension rieselten die menschlichen Reste - wie Staub und Knochen - herab.

»Da muß Alassia dahinterstecken. Sie muß es einfach!« keuchte Suko. »Sie ist aus der Dunkelheit gekommen, sie hat es geschafft!«

Vielleicht erwartete mein Freund von mir eine Antwort, doch meine Gedanken beschäftigten sich mit einem anderen Phänomen. Ich dachte an Myxin, sein Bild war verblaßt, doch wir hatten keine Halluzination erlebt, es gab ihn wirklich, und er hatte sich uns gezeigt. Aus welchem Grund? Was hatten seine Gesten zu bedeuten? Wollte er uns zur Flucht raten? Wenn ja, wußte er dann mehr? Wo Myxin war, da befand sich auch Kara in der Nähe. Meistens war es

so, von ihr hatten wir allerdings nichts gesehen. Ich mußte an das Verhältnis Kara und Alassia denken. Kara glaubte daß Alassia wußte, wo sich der Trank des Vergessens befand. Sie sollte ihn angeblich haben, und Kara wollte ihn endlich zurückbekommen.

Stellte sich die Frage, ob die Herrin der Dunkelwelt Kara nicht einfach geblufft hatte.

Dämonen haben noch nie fair gespielt, das mußte auch Kara wissen. Dagegen stand ihre Verbindung zu dem, was den Trank des Vergessens betraf. Sie war scharf darauf, sie wollte ihn unbedingt in ihre Hände bekommen und würde alles dafür tun.

Wirklich alles?

Ich wollte meine nächsten Gedanken nicht wahrhaben, aber irgendwie konnte auch der Fall eingetreten sein, daß Kara sich von Alassia überlisten ließ.

Daran wagte ich kaum zu denken. Nur ließ sich der Gedanke nicht aus meinem Schädel vertreiben. Da war irgendwo ein Spiel eingeläutet worden, von dem wir nicht die geringste Ahnung hatten. Es braute sich einiges zusammen, und ich hoffte, daß ich mit meiner Vermutung unrecht hatte, denn Kara auf der anderen Seite, das war so gut wie unvorstellbar.

Aber hatte Jane Collins nicht auch die Kehrtwendung gemacht? Mußte man nicht immer damit rechnen?

Mir brach der Schweiß aus. Die Befürchtungen mußten sich auf meinem Gesicht widerspiegeln, denn Suko stieß mich an und fragte, ob ich träume.

»Ja, Alpträume.«

Ich spürte die Berührung an der Seite. Der G-man war soeben schwankend auf die Füße gekommen. Er traute sich nicht zu fragen. Was ihn allerdings beschäftigte, war auf seinem Gesicht abzulesen.

»Sorry, Bob«, sagte ich, »aber wir müssen der anderen Seite zunächst die Initiative überlassen.«

Er schluchzte wie ein kleines Kind und starrte über das Deck. Der harte G-man war weich geworden.

Ich dachte an die Zukunft.

Wie sollten wir von diesem Kahn je wieder herunterkommen? Mitten in unserer Welt hatte sich eine andere, dämonische Wand etabliert, die wir mit unseren Kräften nicht zerstören konnten.

Wenn wir alle Geistwesen vernichteten, hatten wir dann was gewonnen? Kaum, außerdem fürchtete ich mich davor, mit meinem Kreuz aufzuräumen. Die anderen taten uns nichts. Wenn sie uns angriffen war es etwas anderes.

Ich dachte an die Menschen von Darkwater, die durch die Magie der Großen Alten verschwunden waren. Da stand ein Dorf leer, es war bis auf ein kleines Mädchen entvölkert worden, und dafür hatte Kalifato gesorgt, ein uralter Dämon.[\[2\]](#)

Dann veränderte sich das Licht. Das Leuchten blieb nicht mehr konstant, der Grünton nahm an Intensität zu, wurde gleichzeitig dunkler, da schwarze Streifen oder lange Schatten in ihn hineintauchten.

Suko hatte die Veränderung ebenfalls bemerkt. »Ich fürchte, es steht uns einiges bevor, John!«

Er behielt recht.

Wenig später überfiel uns die Schwärze wie ein Sack. Ich konnte nicht einmal mehr meinen Partner sehen, alles war völlig dunkel, wir vernahmen ein gewaltiges Brausen, und im nächsten Augenblick hatte uns die Dunkelwelt verschluckt.

Die Jenseits-Falle war zugeschnappt!

\*\*\*

»Gib mir den Trank des Vergessens!«

Alassia hörte die Stimme sehr wohl, die von dort kam, wo sich auch das goldene Leuchten befand, und sie wußte, daß Kara gekommen war, um zu kassieren.

Alassia blieb gelassen. Ein anderer Dämon, einer der niedrigen Stufe, hätte sich vielleicht gefürchtet, nicht so die Herrin der Dunkelwelt, denn sie befand sich in ihrem ureigensten Reich, wo sie allein regierte und herrschte.

Kara war allein, das hatte Alassia mit sicherem Blick festgestellt. Ein Pluspunkt für sie. Die Herrin der Dunkelwelt fürchtete Myxin, den kleinen Magier, zwar nicht direkt, aber sie war sich nicht darüber im klaren, wie sie ihn einstufen sollte. Zudem wußte sie nicht genau, über welche Kräfte er verfügte.

Da war es schon besser, wenn sie es nur mit einer Gegnerin zu tun hatte. Und eine Gegnerin war Kara für sie, auch wenn sie sich auf ihre Seite gestellt hatte. Es war eine Zweckgemeinschaft gewesen, denn jeder wollte etwas von dem anderen.

»Du sagst ja gar nichts«, erklang die Stimme der Schönen aus dem Totenreich. »Hast du mit mir nicht gerechnet.«

»Doch.«

»Das will ich meinen, denn ich bin gekommen, um zu kassieren.« Sie kam näher, und Alassia hörte ihre Schritte auf dem Deck des Schiffes, das noch immer von der gewaltigen Hand umklammert wurde. Diese Hand war ein großer Trumpf. Es hatte etwas Besonders mit ihr auf sich, ein Geheimnis, das allerdings auch Kara nicht kannte. Als sich die Schöne aus dem Totenreich auf etwa drei Schritte genähert hatte, blieb sie stehen.

Alassia konnte sie jetzt genau erkennen. Das Schwert leuchtete wirklich, und dieser Schein legte sich wie eine Aura um die Gestalt der dunkelhaarigen Frau. Er schenkte ihr einen goldenen Schimmer, der den Eindruck von Macht und Stärke vermittelte.

Alassia senkte den Blick. Er wurde von dem Schwert angezogen, und irgendwie spürte auch die Herrin der Dunkelwelt, das dies keine normale Waffe war. In dem Schwert mußten enorme Kräfte stecken, von der sie keine Ahnung hatte, denn offensichtlich verließ Kara sich

darauf. Alassia beschloß, vorsichtig zu Werke zu gehen, denn sie wollte den Bogen auf keinen Fall überspannen. »Ich freue mich, daß du dich auf meine Seite gestellt hast, Kara«, sagte sie, »und ich bin sicher, daß du es nicht bereuen wirst.«

»Irrtum, ich habe mich nicht auf deine Seite gestellt.«

»Doch, du hast mir durch deine Magie den Weg geöffnet.«

»Es war eine Zweckgemeinschaft. Ich will den Trank des Vergessens, und du wirst ihn mir geben. Wenn du falsch gespielt hast, bist du erledigt, Alassia, dann töte ich dich.«

Die Herrin der Dunkelwelt lachte. »Du willst mich töten? Nein, Kara, das geht nicht. Du wirst es nicht schaffen. Mich kann kaum jemand umbringen, vor allen Dingen nicht du. Meine Welt ist durch deine Hilfe erstarkt, das gebe ich zu, aber ich weiß auch, daß der Trank des Vergessens so viel für dich bedeutet, daß man dies kaum in Worte fassen kann. Deshalb ist das, was du für mich getan hast, noch viel zuwenig.«

Nach diesen Worten herrschte erst einmal Stille zwischen den beiden Gegnerinnen. Bis Kara einen Stöhnlaut ausstieß. »Was hast du da behauptet?« fragte sie heiser. »Ich habe zu wenig für dich getan?«

»Ja, wenn man es im richtigen Verhältnis sieht.«

»Das heißt also, du willst mir den Trank des Vergessens nun doch nicht aushändigen?« Karas Stimme hatte einen drohenden Klang angenommen.

»Das habe ich damit nicht gesagt. Du sollst ihn ja bekommen, nach einem weiteren kleinen Gefallen.«

»Von dem zuvor nie die Rede war.«

»Ich habe es mir eben anders überlegt. Außerdem haben sich die Verhältnisse ein wenig geändert.«

»Und welchen Gefallen soll ich dir erweisen?«

Alassia gab die Antwort indirekt. »Du weißt selbst, daß ich Feinde

besitze. Nicht nur unter Dämonen, auch unter den Dämonenfeinden, und zwar bei den Menschen. Mächtige Feinde sind die Personen um John Sinclair. Sie und natürlich den Geisterjäger will ich haben. Du sollst sie in meine Falle locken!«

Jetzt war es heraus. Alassia lauerte darauf, wie Kara wohl reagieren würde.

Die sagte erst einmal nichts, weil sie es nicht begreifen konnte. Das ging über ihren Verstand. Zudem war es eine Ungeheuerlichkeit, was sich die Herrin der Dunkelwelt da ausgedacht hatte. Kara hatte mit viel Schlechtigkeit gerechnet, sie wußte, daß die andere falschspielen würde, aber daß sie so versuchte, ihren Vorteil auszuschöpfen, hätte sie nicht gedacht.

Auf diese Art und Weise versuchte Alassia, Kara völlig auf die Seite der Schwarzen Magie zu ziehen.

Die Schöne aus dem Totenreich blieb ruhig, obwohl sie innerlich kochte. Plötzlich kamen die Vorwürfe. Sie hätte auf Myxin hören und sich nicht auf den Handel einlassen sollen. Jetzt war es zu spät für ein Zurück. Wenn sie nicht auf die Bedingungen Alassias einging, konnte sie nur noch kämpfen.

»Was ist?« fragte die Herrin der Dunkelwelt. »Weshalb zögerst du? Ist dir der Trank des Vergessens so wenig wert, daß du ihn nicht mehr haben willst?«

»Für diesen Preis?«

»Dafür bekommst du den Trank, bist mächtig wie eh und je und brauchst dich nicht mehr an das Sinclair-Team zu hängen.«

»Das habe ich zuvor auch nicht getan.«

»Ich weiß es nicht so genau, aber du mußt Sinclair ausschalten, um den Trank zu bekommen.«

»Wo befindet er sich?«

Alassia lachte. »Hier, in meinem Reich.«

»Ich will ihn sehen.«

»Nein, du mußt mir vertrauen.«

»Ich dir vertrauen? Verlangst du da nicht zuviel? Ich bereue es mittlerweile, dir einen Gefallen getan zu haben, und ich werde versuchen, diesen Fehler wiedergutzumachen.«

»Das schaffst du nicht mehr, die Besatzungen der Schiffe sind verloren, und man wird dir die Schuld geben. Du wirst dich so oder so auf John Sinclair und dessen Freunde nicht verlassen können.«

Alassia hatte genau die Worte gewählt, die Kara tief trafen und ihr schlechtes Gefühl noch verstärkten. Die Schöne aus dem Totenreich erinnerte sich an Myxins Warnungen, er war gegen den Pakt gewesen und hatte das immer klargemacht. Fast wäre es noch ernsthaft zu einem Streit zwischen ihnen gekommen, bis Myxin eingelenkt hatte, zwar an ihrer Seite geblieben war, sich jedoch sehr zurückhaltend gezeigt hatte. Mit einer gewissen Skepsis hatte er auch ihre weiteren Aktionen verfolgt, sich zurückgehalten, und er war auch nicht zu dem Gespräch hierher mitgekommen, das Kara mit Alassia führte.

Kara lag viel an dem kleinen Magier. Sie empfand für ihn eine echte tiefe Freundschaft, aber sie dachte auch an den Trank des Vergessens, den sie unbedingt haben wollte, denn sie existierte praktisch nur, um ihn zu finden.

Und sollte sie jetzt dicht vor dem Ziel aufgeben? Doch da war die Forderung, das Sinclair-Team in die Falle zu locken. Vor allen Dingen sollte der Geisterjäger ausgeschaltet werden, ein Mann, der Kara vertraute, der auf sie baute. Konnte man ihn überhaupt hintergehen? Ja, denn sie hatte es schon getan. Kara kam sich wie beschmutzt vor. Durch ihre Tat hatte sie sich automatisch ausgeschlossen und stand nun nicht mehr auf der Seite des Geisterjägers.

Ihr Entschluß geriet ins Wanken. Über die weitere Zukunft, wenn es Sinclair nicht mehr gab, wagte sie nicht nachzudenken. Sie erschien ihr zu schrecklich.

»Wer garantiert mir, daß du dein Versprechen auch einlöst, wenn ich dir Sinclair bringe?« fragte Kara.

»Du bist also bereit?«

»Wer garantiert es mir, habe ich gefragt?«

»Du mußt dich weiterhin auf mich verlassen.«

»Dann bin ich verlassen!« konterte Kara.

»Nein, bist du nicht, denn ich werde dir ein Zeichen setzen. Oder habe es schon gesetzt. John Sinclair, sein chinesischer Freund und noch ein Mann sind bereits in die Jenseits-Falle getappt. Sie hat zugeschlagen, und die drei befinden sich in meiner Welt. In der Dunkelwelt. Du aber sollst sie locken, herlocken, damit ich mich mit ihnen beschäftigen kann. Das ist alles.«

»Danach bekomme ich den Trank?«

»So ist es, Kara!«

Die Schöne aus dem Totenreich hob ihr Schwert, Dann senkte sie es, und die schimmernde Spitze wie auf Alassia. »Solltest du noch einmal versuchen mich reinzulegen, werde ich dich töten«, versprach sie mit fester Stimme.

»Nein, diesmal nicht«, erwiderte Alassia und lächelte hintergründig. Aber das konnte Kara nicht sehen...

\*\*\*

Die Jenseits-Falle war zugeschnappt. Daran gab es nichts zu rütteln. Und wir steckten mittendrin.

Grauenhaft war das, was wir erlebten. Die Dunkelheit hatte uns verschlungen wie ein gewaltiger Rachen. Der Vergleich mit dem Bauch eines Walfisches fiel mir ein, wir lebten, wir kreisten und wir fanden uns in der absoluten Schwärze.

Eine Hand stieß gegen mich, während wir im Nichts schwebten. Ich griff automatisch zu und konnte fühlen, daß es die Hand meines Freundes Suko war.

An sie klammerte ich mich fest.

Aber wo steckte der dritte Mann, Bob Costa? Wir sahen ihn nicht, denn es war eine Welt ohne Licht, aber wir konnten ihn hören. Seine Schreie, sein Stöhnen malträtierte unsere Ohren. Er hatte von uns dreien den schlimmsten Schock erlitten.

Suko und ich hatten solche Reisen oder Dimensionssprünge schon des öfteren erlebt, bei Costa war es etwas anders.

Der Begriff Zeit verliert bei diesen Reisen jegliche Bedeutung. Wir konnten Stunden, Minuten oder auch nur Sekunden unterwegs sein, Uhren standen bei diesen Reisen still, und man selbst verlor auch das Gefühl für die Zeit. Früher hatte ich oft Eindrücke gehabt. Da war ich durch andere Dimensionen transportiert worden, sah schreckliche Monstren, Untiere und dämonische Wesen.

Bei diesem Dimensionssprung konnte ich nichts sehen. Nur die gräßliche Schwärze.

Wir fielen und fielen...

Costas Schreie wurden nicht leiser. Allein schon für ihn hoffte ich, daß die seltsame Reise bald ein Ende haben würde.

Und das hatte sie.

Es kam urplötzlich, ohne Übergang, und wieder einmal wurden wir überrascht. Kein harter Aufschlag, sondern ein Gefühl, als würde man in Watte fallen oder in das weiche, geöffnete Maul eines Tieres. Jedenfalls spürten wir wieder festeren Boden unter unseren Füßen. Wir taten nichts und blieben erst einmal liegen. Auch Costa hatte bemerkt, daß er nicht mehr schwebte, sein Jammern verstummte, wir hörten ihn atmen und vernahmen dann seine krächzende Stimme.

»Verdammt, wo sind wir hier? Ich kann nichts sehen! Großer Lord, ich werde wahnsinnig...«

»Bleiben Sie ruhig«, sagte Suko. »Sie wollten doch die Dame Alassia kennenlernen. Vielleicht kommt sie gleich, in ihrem Reich befinden wir uns schon.«

»Ach, lassen Sie mich doch mit dieser verdammten Alassia in

Ruhe. Ich will wieder nach Florida, ich...«

»Sie sollen ruhig sein«, sagte Suko. »Mitgefangen, mitgehangen, Sie kennen das doch. Wir wollen nicht jammern, sondern zusehen, daß wir aus dieser Misere wieder rauskommen.«

Da hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Auch ich war seiner Ansicht. Sich selbst zu bemitleiden, brachte nichts. Ich hatte mich erhoben. Sehen konnte ich nichts. Wir waren eingehüllt in diese völlige Schwärze, als hätte man uns einen lichtundurchlässigen Sack über die Köpfe gestülpt. Tasten war alles. Ich faßte nach Suko und bat ihn stehenzubleiben.

»Okay, John.«

»Und Sie, Sinclair? Wollen Sie weg?« Die Stimme des FBI-Agenten klang schrill. Bob Costa machte seiner Organisation wirklich keine Ehre. Aus ihm war seit dem Start ein reines Nervenbündel geworden. Hoffentlich hielt dieser Mann durch.

Einige Schritte bewegte ich mich voran. Dabei setzte ich nur vorsichtig einen Fuß vor den anderen, ich wollte mich von den beiden anderen nicht zu weit entfernen.

Der Boden blieb etwas weich, und ich bückte mich, wobei ich meinen Arm ausstreckte.

War es ein weicher Stein, über den meine Finger tasteten? Kinder spielen oft mit Knetgummi, so jedenfalls konnte man die Unterlage bezeichnen. Aber sie war hart genug, um uns zu tragen, und das empfand ich schon als einen großen Vorteil.

Nur drei Schritte hatte ich mich von meinen Partnern entfernt. Es war an der Zeit umzukehren, ich rief nach ihnen und bekam auch Antwort. Die Stimmen klangen normal, sie wurden lauter, je mehr ich mich Suko und Costa näherte.

Als ich neben ihnen stehenblieb, da fiel uns dreien gleichzeitig etwas auf. Es wurde heller!

»Da, da!« rief Costa, »da ist doch was.« Er atmete hastig ein und

aus. Ich spürte, daß er weglaufen wollte, und hielt ihn nur mühsam fest.

»Bleiben Sie hier, Mensch!«

»Aber wir...«

»Kein Aber. Sie müssen bei uns bleiben. Allein sind Sie in dieser Dunkelheit verloren.«

Ich wollte nicht hören. Bevor ich es verhindern konnte, bekam ich einen Schlag, der mich zwischen Hals und Brustbein traf. Costa war ein harter austrainierter Bursche. Wo der hinschlug, wuchs kein Gras mehr. Zudem hatte ich den Schlag nicht kommen sehen, ich spürte nur die Explosion, und dann riß es mich um.

Es ging einfach nicht, ich konnte mich nicht auf den Beinen halten, fiel, stützte mich zum Glück noch ab und blieb in einer knienden Haltung hocken.

Mit der linken Hand tastete ich zu der getroffenen Stelle, schwere Atemzüge drangen aus meinem Mund, und wie durch einen Filter gedämpft hörte ich Costa schreien.

»Licht!« brüllte er wie wahnsinnig. »Licht! Ich komme! Ich schaffe es!« Er kreischte, und seine Stimme überschlug sich dabei.

»Verdammt, verdammt, der hat mich umgenietet!« quetschte ich mit rauher Stimme hervor.

Wenig später spürte ich starke Hände unter meinen Achseln. Suko hatte sich gebückt, um mir zu helfen. »Warte, John, ich schaffe es schon.«

Mein Freund hievte mich auf die Beine. Ich blieb ein wenig schwankend stehen und stützte mich an Sukos Schulter ab.

»Wo ist Costa?«

»Keine Ahnung. Er rannte diesem komischen Grau entgegen, der verdamnte Narr.«

»Der läuft in sein Verderben.«

»Du sagst es.«

Es tat mir leid um den Mann. Mochte er sein, wie er wollte, er war sicherlich ein guter G-man, aber gegen diese Feinde hier kam er bestimmt nicht an.

»Und was machen wir?« fragte Suko.

»Warten«, erwiderte ich, wobei ich meine Brust massierte. »Es scheint ja hier so etwas wie eine Morgendämmerung zu geben.«

Nickend deutete ich nach vorn, wo dieses alles verdeckende Schwarz allmählich verschwand und die Gegend immer grauer wurde. Wenn das Grau auch uns erreicht hatte, wollten wir gehen und zudem nach Costa Ausschau halten. Vielleicht lebte er noch.

Lange brauchten wir nicht zu warten. Die Schwärze wurde immer mehr zurückgedrängt, und wir konnten auch etwas erkennen. Der Boden bestand tatsächlich aus einem weichen, teerähnlichen Material. Auf ihm konnten wir gehen, federten dabei, aber das spielte keine Rolle. Hauptsache, wir kamen voran.

Diese Dimension zeigte eine Landschaft, was Suko und mich sehr überraschte.

Zu vergleichen mit irdischem Panorama. Auch wir sahen Berge, aber anders als wir sie kannten. Erstens waren sie schmaler und auch spitzer. Suko und ich kamen uns vor, als wären wir in einer pechschwarzen Bergwelt gefangen, in einem Labyrinth von erstarrten Schatten, die an dunkle, aufrecht stehende Spiegelscherben erinnerten. Ja, das war es.

Unwillkürlich blieb ich stehen. Ein Labyrinth von erstarrten Schatten. Es gab keine andere Möglichkeit. Hier hatten sich Schatten in Materie umgewandelt.

Mein Gott...

Und sie waren überall. Die Berge stachen hervor, ihre Spitzen zeigten in einen düsteren, schwarzgrauen Himmel ohne Licht und ohne Sonne. Und doch konnten wir etwas sehen. Das seltsame Grau lag wie ein Teppich über uns, es gewährte uns Einblicke in diese

Welt der geheimnisvollen und völlig veränderten Schatten. Hier also regierte Alassia, die Königin der Dunkelwelt.

Bisher hatten wir von ihr nichts gesehen. Sie blieb verschwunden, und wir machten aus der Not eine Tugend. Stehenbleiben wollten wir nicht, sondern die Welt erkunden.

Wir sprachen über die Gefahren.

»Äußerlich ist ja nichts zu sehen«, meinte Suko, wobei er ein »aber« hinterhersetzte. Er wartete wohl auf eine Fortsetzung von mir, ich tat ihm den Gefallen nicht, sondern schaute mir die erstarrten Schatten näher an.

Aus Stein bestanden sie nicht, sondern aus einer seltsamen Materie, die ich auch nicht analysieren konnte. Das war weder Fisch noch Fleisch, und Suko schlug vor, sie einmal mit dem Kreuz zu berühren. Die Idee war gar nicht schlecht. Wenn sie auf schwarzmagischer Basis aufgebaut waren, dann würde das Kreuz sie vielleicht zerstören. Ich streifte mir die Kette über den Kopf, nahm das Kruzifix in die Hand, führte es an den seltsamen schmalen und spitzen Gegenstand vor mir heran.

Ich fiel rein.

Kaum hatte ich das Kreuz in die Nähe des erstarrten Schatten gebracht, da löste sich der Gegenstand vor meinen Augen auf. Er wurde wieder zu einem Schemen, der vor mir flüchtete, zerfloß und plötzlich nicht mehr zu sehen war, weil er sich mit dem über dem Land liegenden Grau vermischte.

Wo er zuvor gestanden hatte, befand sich ein leerer Fleck. Suko lachte leise. »Das wäre etwas für den Spuk.« Ich drehte mich.

»Vielleicht kommt er noch. Aber hast du eine Erklärung?«

»Nein.«

»Ich schon«, erwiderte ich. »Der Schatten hat keine Angst vor dem Kreuz, sondern vor deinem Gesicht.«

»Laß uns lieber gehen und sei froh, daß es keine Spiegel gibt«,

konterte Suko, »sonst müßtest du weinen.«

Es tat gut, ein wenig zu albern, denn die Nervenanspannung war sehr hoch gewesen. Wir waren auch froh, daß diese seltsamen Gebilde keine Gefahr für uns darstellten, doch das sollte sich noch als gefährlicher Irrtum herausstellen.

Erst einmal setzen wir unseren Weg fort, wobei wir das Gefühl hatten, über eine gebirgige Hochebene zu schreiten.

Ich konnte mir das auch nicht erklären, die Schatten jedenfalls begleiteten uns rechts und links des Weges.

Mittlerweile hatten wir uns an dieses gestaltlose und dennoch erstarrte schwarze Gebirge gewöhnt. Wenn uns die Zeit nicht im Nacken gesessen hätte, dann hätten wir versucht, sie zu vernichten, so aber gingen wir weiter.

Bis Suko sich einmal umschaute. »Was ist denn das?« hörte ich seinen erstaunten Ruf.

Auch ich drehte mich um, und meine Augen wurden groß. Langsam kroch ein Schauer meinen Rücken hoch, denn diese seltsame Dunkelwelt geizte wirklich nicht mit Überraschungen. Hinter uns bewegten sich diese seltsamen Berge aufeinander zu. So weit, bis sie sich berührten und zusammenschlossen. Der Rückweg war uns versperrt!

Suko holte tief Luft. Dann krauste er die Stirn und wies mit dem Kopf auf die schwarze Wand. »Willst du nicht noch einen Versuch mit deinem Kreuz starten?«

»Und dann?«

»Mal sehen...«

Ein seltsames Gefühl war es schon, als ich zurückschritt. Die Wand blieb ja nicht stehen. Immer mehr Schatten vereinigten sich und bildeten die undurchdringliche Schwärze.

Der Platz zu beiden Seiten wurde enger, die Schwärze vor mir dichter, nur noch wenige Schritte, dann mußten wir uns erreicht

haben. Da hellte sich der Zusammenfluß der schwarzen Schatten vor mir an einer Stelle auf. Er wurde nicht weiß, sondern zeigte eine graue Farbe, aber ich konnte hineinschauen.

Was ich zu sehen bekam, war grauenhaft. Inmitten der Schatten kämpfte ein Mensch. Bob Costa!

Er mußte noch am Leben sein, denn er bewegte Arme und Beine. Sein von Angst und Entsetzen gezeichnetes Gesicht war ausgerechnet mir zugewandt. Vielleicht sah er mich auch, die Augen wurden noch größer, der Mund stand offen, wobei mir der Vergleich eines stummen Schreis einfiel. Wir sollten helfen, ich sollte helfen, und ich stellte mit Entsetzen fest, daß auch die Haut des G-man immer weiter nachdunkelte. Costa sollte zu einem Schatten werden.

Da rannte ich in einem Anfall von Wut mit meinem Kreuz vor. Genau in das Zentrum hinein, wo sich auch das Gesicht des Amerikaners befand. Etwas explodierte innerhalb der Schatten, ich spürte einen starken Rückstoß, der über meinen Arm zitterte, sah für einen Augenblick helle Spiralen im Dunkel der Wand und sprang zurück, als sich das Loch vor mir wieder schloß.

Dunkel blieb es, kein Tor, keine Lücke, keine Tür. Ich wich einen Schritt zurück. Angespannt beobachtete ich fast greifbare Finsternis und mußte feststellen, daß sich innerhalb der Dunkelheit etwas bewegte.

Die Schatten wurden unruhig.

Sie begannen sich zu drehen, zu quirlen, da schienen tausend dünne Arme auf einmal zuzugreifen, um sich in einem gewaltigen düsteren Mahlwerk zu vereinigen.

Noch einmal öffnete sich die Wand.

Sie spie das aus, was sie nicht mehr haben wollte. Knochen und Staub. Reste eines G-man...

Unbeweglich blieb ich stehen. Ich hatte das Phänomen schon erlebt, auch da hatte es mich geschockt, an dieser Stelle war es dennoch

etwas anderes, denn mir war der Mann bekannt, der von den geheimnisvollen Schatten gefressen worden war.

Die Dunkelheit besaß ein Opfer mehr. In ohnmächtigem Zorn ballte ich die Hände. Alassia, die Herrin dieser Welt, sammelte bei mir persönlich immer mehr Minuspunkte. Irgendwann, hoffentlich in naher Zukunft, würde ich ihr die Rechnung präsentieren.

»John!« Sukos mahnende Stimme traf meine Ohren. Der Inspektor wollte weiter, ich konnte ihn verstehen, wir durften nicht hier stehenbleiben, sondern mußten an die anderen Menschen denken. Ich sprach die Gedanken aus.

»Ob mit den Passagieren der Atlantic Queen das gleiche geschehen ist?«

Da schwieg mein Freund, doch die Sorge um die Menschen stand auf unseren Gesichtern.

Wir setzten unseren Weg durch die menschenfeindliche und menschenmordende Welt fort.

Das Phänomen blieb. Immer wenn wir uns umschaute, wuchsen die spitzen Schattenberge zu einer Wand zusammen.

Es ging nur nach vorn.

Hatte ich vorhin von meinem Gefühl gesprochen, auf einem Plateau zu sein, so bekamen wir bald darauf die Bestätigung. Plötzlich ging es nicht mehr weiter. Wir standen am Rand einer Klippe. Einen Zoll vor uns ging es senkrecht in die Tiefe.

»Aus«, sagte Suko und schaute mich an. »Wir können wählen. Entweder ins Nichts springen oder uns mit der verdamnten Wand herumschlagen. Beides wird irgendwann auf das gleiche herauskommen.«

»Nein!« sagte ich hart, »nicht ganz. Schau mal schräg nach vorn, mein Lieber.«

Das tat Suko auch. Und er sah das gleiche wie ich. Die Umrisse eines gewaltiges Schiffes schimmerten uns entgegen. Es war die

Atlantic Queen. Und sie wurde von einer noch größeren Hand umklammert, die aus der Unendlichkeit zu wachsen schien und das Schiff inmitten dieser Schattenwelt festhielt...

\*\*\*

Eine Halluzination?

Nie. Was wir sahen, entsprach der Realität. Unter uns befand sich wirklich die vermißte Atlantic Queen!

»Was sagst du nun?« fragte Suko. »Sprachlos? Ja.«

»Viel Zeit haben wir nicht mehr. Wir können springen oder uns durch die Wand kämpfen. Entscheide dich, John.«

»Und wofür bist du?«

Da grinste der Inspektor. »Die Wand kennen wir. Was uns in der Tiefe erwartet, wissen wir nicht.«

»Der Tod.«

»Auch das.«

Es war wirklich nicht einfach, eine Entscheidung zu treffen. Da unten, wo das Schiff sich befand, da ging es voran. Hinter uns wurde die Welt eng, wuchs sie zu einer Wand zusammen, durch die wir wohl kaum kamen.

Was sollten wir tun?

Darüber grübelten wir beide nach, während sich hinter unserem Rücken das lautlose Grauen weiter vorschob.

Wieder wurde das Schiff von meinem Blick getroffen. Es war in der Tat gewaltig, wie es von der großen Hand umklammert wurde. Es sah so aus, als wollte die Hand es nie mehr loslassen. Dieses Schiff sollte ihr gehören.

Mit all seinen Menschen. Die großen Finger, auch als Schatten zu sehen, waren leicht gekrümmt. Ich stellte mir vor, daß sie irgendwann einmal zudrücken konnten, und der Klumpen in meinem Magen wurde dicker.

»Entscheide dich, John!« drängte Suko.

Ich schluckte, schaute zurück, und mein Blick traf die noch immer wachsende Schwärze. »Du würdest es mit Gewalt versuchen und die Schatten zerstören.«

»Ja. Wenn wir in die Tiefe springen, haben wir keine Chance mehr, zu überleben.«

Ich zögerte. Noch einmal glitt mein Blick nach unten und damit über das Deck des Schiffes.

Und da sah ich das Licht.

Vergessen war unsere Entscheidung. Ich stieß Suko an und machte ihn auf das seltsam goldene Leuchten aufmerksam. »Da bewegte sich doch etwas«, flüsterte ich.

»Vielleicht Alassia.«

»Nein, Suko, die sieht zu, daß sie immer in der Dunkelheit bleibt. Tut mir leid.«

»Wer ist es denn?« Suko sprach mehr zu sich selbst. »Ob jemand auf dem Schiff noch lebt?«

Eine Antwort bekamen wir. Allerdings anders, als wir sie uns vorgestellt hatten. Vom Schiff her tönte uns plötzlich eine helle Stimme entgegen.

»John Sinclair und Suko. Ich weiß, daß ihr hier in dieser Welt umherirrt, aber ihr braucht euch keine Sorgen zu machen. Ich habe das Kommando übernommen.«

Erst wollte ich es nicht glauben und dachte an eine Täuschung. Bis Suko sagte: »Das ist ja Kara.«

Auch er hatte sie gehört. Für mich ein Beweis, mich nicht getäuscht zu haben.

»Rede mit ihr«, sagte der Chineser. »Wenn Sie sich in dieser Welt befindet, wird sie auch einen Ausweg finden.«

»Ja, das könnte sein.« Ich holte tief Luft. »Kara!« rief ich dann so laut ich konnte. »Was willst du? Was hat dich in diese Welt getrieben, und was können wir tun?«

»Ich habe alles unter Kontrolle«, antwortete sie. »Ihr könnt beruhigt sein.«

»Und Alassia?«

»Läßt sich vorerst nicht blicken!« hallte es uns entgegen. »Ich habe hier das Kommando übernommen.«

»Ein Kommando? Ober wen?«

»Über die Schatten, die Toten und was weiß ich nicht alles. Diese Welt ist schrecklich, sie ist grausam. Du wirst sie noch erleben, John Sinclair. Und jetzt springt. Es wird euch nichts geschehen, denn ich erwarte euch auf dem Schiffsdeck.«

Ich schaute Suko an.

Der war Fatalist und hob die Schultern. »Was sollen wir denn anderes machen, John? Wir können nur auf Kara vertrauen. Ansonsten sind wir irgendwohin gekniffen.«

Mir war nicht wohl bei der Sache. Da standen wir in einer fremden, unheimlichen Welt. Ich glaubte, die Wellen der Gefahr zu spüren, die mir entgegenliefen. Ich hörte Warnungen, es war meine innere Stimme, die sich meldete, gleichzeitig jedoch schloß sich hinter uns die Dunkel weit ab.

»John, los!« drängte Suko. »Gleich haben uns die verdammten Schatten. Dann bereust du es.«

Ich schaute ein letztesmal auf das gewaltige Schiff. Einsam war das Licht, wahrscheinlich befand es sich dort, wo Kara auf uns wartete. Wir hatten eben keine Wahl. Also gab es nur eins. Wir mußten auf unser Glück vertrauen.

Suko machte den Anfang. Er federte noch einmal in den Knien, dann stieß er sich ab.

Ich sprang hinterher...

\*\*\*

In Miami machte man sich Sorgen. Es war vereinbart worden, daß Costa Funksignale absetzte. Eingetroffen war nichts in der Zentrale,

und die G-men produzierten dicke Falten auf ihre Stirnen.

»Das kann ins Auge gegangen sein«, meinte der Einsatzleiter, wobei er tief einatmete.

»Und?« wurde er gefragt.

Der Einsatzleiter zündete sich eine Zigarette an. Er schaute in den wolkenlosen Himmel. »Es ist verrückt, aber der Wetterbericht hat nichts Negatives verlauten lassen. Auch im Bermuda-Dreieck herrscht gutes Wetter. Ob ihr es glaubt oder nicht. Die Maschine kann doch nicht so mir nichts dir nichts verschwunden sein.«

»Sir, Sie vergessen...«

»Ach, hören Sie mir mit Ihren Theorien auf.« Unwirsch winkte der Einsatzleiter ab. »Es gibt keine Magie im Bermuda-Dreieck. Schreiben sie sich das hinter die Ohren!«

»Und weshalb meldet Costa sich dann nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Der ist ja mit den beiden komischen Engländern geflogen. Vielleicht haben die Bockmist gebaut. Ein Chinese war...«

»Die Männer sind gut«, fuhr der Einsatzleiter seinen Mitarbeiter an. »Ich habe es erlebt. Keine Kritik, wo sie nicht angebracht ist.«

Er beugte sich über die Karte und schaute genau nach. Mit einem dünnen Bleistift hatte er die Flugroute bereits eingezeichnet, die die Cessna genommen hatte. Das war nicht weit. Die Küstenwache besaß spezielle Suchflugzeuge. Damit konnte man die paar Meilen schnell schaffen. Zudem flogen diese Maschinen schneller als eine Cessna.

»Haben Sie sich entschlossen, Sir?« wurde der Einsatzleiter gefragt.

»Ja, das habe ich. Wir schicken zwei Suchmaschinen los. Das sind wir den Kollegen schuldig, wie ich finde.«

»Okay, Sir«, erwiderte der G-man und traf die entsprechenden Vorbereitungen...

Mit dem berühmten freien Fall hatte ich gerechnet. Also mit einem Zunehmen der Geschwindigkeit, denn ich hatte auf dieser Welt keine andere Atmosphäre festgestellt, deshalb mußten unsere Körper so reagieren wie bei einem Satz vom Balkon.

Das taten sie nicht.

Wir schwebten plötzlich!

Die Überraschung war mehr als riesengroß. Damit hatte keiner gerechnet. Wir glitten fast wie zwei Federn in die Tiefe und konnten alles genau wahrnehmen.

Ähnlich wie wir mußten sich die ersten Flugpioniere vorgekommen sein. Ich breitete unwillkürlich die Arme aus, reagierte dabei wie ein Fallschirmspringer, obwohl ich mir danach vorkam wie von einem Leitstrahl geführt, denn wir segelten nicht direkt senkrecht in die Tiefe, sondern fielen schräg.

Unser Ziel war das Schiff.

Aus sehr großer Höhe hatten wir es zuerst gesehen. In der Entfernung wirken die Dinge immer irgendwie kleiner. Nun aber, je näher wir kamen, sahen wir die eigentliche Größe des Schiffes.

Es war gewaltig. Das Oberdeck kam uns riesig vor. Die Aufbauten stachen uns entgegen, und zwischen ihnen auf dem Deck bewegte sich der kleine goldene Punkt.

Da mußte Kara stehen.

Die Schöne aus dem Totenreich holte uns zu sich. Meine Gedankenkette war doch nicht falsch gewesen. Wo sich Alassia herumtrieb, war auch Kara nicht weit. Sie suchte den Trank des Vergessens. Alassia sollte ihn haben, und wahrscheinlich wollte Kara, daß wir sie bei der Suche unterstützten. Eine einfache Rechnung!

Für Kara würde sie aufgehen, denn Alassia war eine gefährliche Dämonin, die wir bekämpfen mußten. Wieviel Unheil ihre

Schattenwelt bringen konnte, hatten wir bereits erlebt.

Meine Hoffnung stieg wieder, während wir dem großen Schiff, das von der gewaltigen Hand umklammert wurde, immer näher kamen. Allerdings hatte ich ein wenig die Befürchtung, daß wir nicht direkt auf dem Deck landen würden, sondern irgendwo zwischen den Aufbauten. Und da konnte trotz unseres langsamen Falls manches passieren. Ich hörte Suko sprechen. »Wie fühlst du dich, John?«

»Wie einer, der gern möchte und nicht kann.«

Der Chinese lachte. »So ungefähr geht es mir auch. Aber das Problem hat sich mal wieder von selbst gelöst.«

»Unseres ja. Ich frage mich nur, wie wir die anderen lösen sollen, den ich sehe keine Menschen.«

»Das bereitet auch mir Sorge!«

Alassia war brutal und rücksichtslos. Sie raubte Menschen, stahl Seelen, wollte ihre Dunkelwelt ausfüllen. Das alles wußten wir. Und wir hatten die Besatzung des Kreuzers erlebt, diese armen Gestalten, die weder Dämonen noch Menschen waren, sondern als seltsame Schattenwesen in einem Zwischenreich lebten. Da hatte Alassia bereits zugeschlagen. Das leere Deck wies darauf hin, daß mit der Besatzung und den Passagieren der Atlantic Queen das gleiche geschehen war.

Davor hatte ich Angst.

Kara würde uns sicherlich Auskunft geben können. Mir dauerte die Zeit einfach zu lange, bis ich sie erreicht hatte. Ich wollte endlich Licht in das geheimnisvolle Dunkel des Falls bringen, wobei ich überzeugt war, daß Kara uns mehr sagen konnte.

Inzwischen sahen wir das Schiff noch deutlicher. Gigantisch wuchsen uns die Aufbauten entgegen. Dicht unter uns befand sich bereits die Mastspitze mit der Flagge. Sie schien zum Greifen nahe zu sein, doch wir glitten in einiger Entfernung daran vorbei.

Auch das Licht war nicht mehr ein so kleiner Punkt wie zuvor. Es

hatte sich vergrößert, und nicht nur das. Sogar Gestalt hatte es angenommen. Deutlich bemerkte ich, daß es kein Punkt mehr war, sondern eine Linie, ein Streifen.

Eine Erklärung fand ich nicht, glaubte allerdings, das Schwert ausmachen zu können.

Karas Schwert, und das Erbe ihres Vaters Delios. Es war eine goldene magische Klinge, geschmiedet im heiligen Feuer einer alten Esse, die in Atlantis stand. Zusammen mit dem Trank des Vergessens hatte Kara das Schwert übernommen, um es nach dem Tod ihres Vaters für die Sache des Guten zu führen.

Bisher hatte sie diesen Auftrag erfüllt. Ihr war es sogar gelungen, einen ehemaligen Feind aus alten Tagen, nämlich Myxin, den Magier, auf ihre Seite zu ziehen. Gemeinsam kämpften sie gegen die dämonischen Feinde und hatten ihnen bisher schwere Niederlagen beigebracht. Jetzt sah ich auch sie.

Kara stand mitten auf dem Oberdeck. Sie hatten sich gedreht, schaute zu uns hoch und winkte mit der leuchtenden goldenen Klinge. Mich durchlief ein Schauer. Dieses Schwert war, zusammen mit Kara, der große Hoffnungsstrahl in einer feindlichen Welt ohne Licht. Wir standen nicht allein und würden weiterhin gegen das Böse kämpfen. Ich versuchte mir auszurechnen, wie lange es dauern würde, bis wir Kara erreichten, schaffte es aber nicht, denn in dieser Welt hatte ich das Gefühl für Zeit verloren.

Zudem quälte mich die Frage, wo Alassia steckte. Ich wunderte mich ein wenig, daß sie unseren ›Flug‹ so einfach hinnahm und nichts dagegen tat. Schließlich hatte sie uns bis auf ihr schwarzes dämonisches Blut. Aber wer konnte schon sagen, was sich hier abgespielt hatte, während wir nicht dabei waren?

Niemand. Vielleicht war es Kara sogar gelungen, Alassia auszuschalten. Eine durchaus nachdenkenswerte Perspektive. Ich beschloß, die Schöne aus dem Totenreich als erstes nach unserer

Landung danach zu fragen. Ich fiel ein wenig schneller als mein Freund und Kollege. Der Vorsprung vergrößerte sich, und er betrug inzwischen eine Körperlänge. Mittlerweile schwebte ich schon in Höhe der Aufbauten. Noch kurze Zeit, dann berührten meine Füße das Deck.

Die Arme hielt ich nicht mehr so weit ausgebreitet, näher an den Körper hatte ich sie gezogen, während mein Blick unverwandt auf Kara gerichtet war.

Die Schöne aus dem Totenreich drehte sich ein wenig. Sie schaute mir direkt ins Gesicht. Es kam mir wie ein golden schimmernder Fleck vor, denn Einzelheiten konnte ich noch nicht ausmachen. Ich wollte sie schon ansprechen, als etwas Seltsames geschah. Wenigstens aus meiner Sicht.

Kara hob ihren rechten Arm und damit auch das goldene Schwert in ihrer Hand. Erst einmal blieb er in der waagerechten Haltung, dann jedoch drehte sie ihn, hob das Schwert an, und auf einmal wies die Spitze der Klinge auf mich.

Wie eine goldene Nadel kam mir die Klinge vor. Eine Nadel, die mich aufspießen wollte.

Plötzlich schlug mein Herz schneller. Ich wollte Kara etwas zurufen und hatte schon meinen Mund geöffnet, als ich ihr Gesicht auf einmal besser erkennen konnte. Da hatte sich etwas verändert.

Es zeigte nicht mehr die Glätte wie sonst, sondern war irgendwie verzerrt. Ein böses, wissendes und triumphierendes Grinsen entstellte ihre Züge, meine Worte blieben in der Kehle stecken, und trotz des goldenen Scheins kam mir ihr Gesicht wie eine Fratze vor. Mit Kara war etwas geschehen!

Ja, in diesen schrecklichen Augenblicken, als ich die Gewißheit bekam, wurde mir klar, daß sie uns nicht hatte helfen, sondern in eine Falle locken wollen.

Das war nicht die Kara, die ich kannte. Vor mir stand ein böses,

widerliches Weibsstück, abgebrüht und gnadenlos, nur auf ihren Vorteil bedacht. Mir wurde zwar nicht klar, aus welchem Grunde sie das tat, aber ich konnte mir vorstellen, daß es mit dem Trank des Vergessens zusammenhing.

Mit jedem Zoll, den wir tiefer glitten, wuchs die Gefahr. Ich riskierte noch einen schnellen Blick zu Suko, er war leider zu weit zurück, seinen Gesichtsausdruck konnte ich nicht erkennen, er verschwamm in dem düsteren Grau.

Vielleicht hatte er noch nichts bemerkt und fiel ahnungslos in sein Verderben?

Ich riß mich zusammen. Auf keinen Fall durfte ich jetzt die Nerven verlieren, trotz der Hitzewellen, die meinen Körper durchströmten. Es konnten auch Schauer der Angst sein, die sich so bemerkbar machten. Konnte ich ausweichen?

Nein, ich selbst wurde ja geleitet, war den Kräften hilflos ausgeliefert und mußte nur abwarten.

Tiefer und tiefer fiel ich. Dann faßte ich mir ein Herz und rief Kara etwas zu.

»Was hast du vor. Weshalb hältst du dein Schwert mit der Spitze auf mich gerichtet?«

Sie lachte mir ins Gesicht. »Weil ich dich töten will, John Sinclair. Ich habe es Alassia versprochen. Du und Suko, ihr beide seid der Preis für den Trank des Vergessens.«

»John, das ist Wahnsinn!« hörte ich Suko hinter mir rufen und versuchte verzweifelt, eine andere Richtung einzuschlagen, doch dies lag nicht in meiner Hand. Mein Freund und ich waren nur Spielbälle dieser geheimnisvollen Kräfte in der Dunkelwelt.

Ich versuchte die Entfernung abzuschätzen. Waren es fünf Yard, vielleicht sieben?

Wir glitten weiter.

»Komm nur!« schrie Kara, »komm nur, mein Schwert wartete auf

dich, die Klinge wird dich durchbohren.«

Sie lachte schallend und schrill. Das war nicht mehr die Kara, wie ich sie kannte. Etwas hatte sie ungemein verändert. Sie war zu einer Ausgeburt der Hölle geworden. Erst Jane, dann sie.

Wie sollte das noch alles weitergehen? Außerdem dachte ich an Myxin. Hatte auch er die Seite gewechselt?

Mir wurde so übel, daß ich kaum noch sprechen konnte, und der unsichtbare Strahl führte mich weiter auf Kara zu und damit meinem Tod entgegen.

»Jetzt, John Sinclair. Jetzt werde ich dich töten, und ich bekomme den Trank!«

Es dauerte Sekunden, bis sie die Worte gesprochen hatte. Ich war inzwischen näher an sie herangekommen. So nahe, daß sie bereits zustoßen konnte.

Und das tat sie auch!

\*\*\*

Myxin wußte nicht, was er machen sollte. Kara hatte sich auf eine schreckliche Art und Weise verändert. Äußerlich war sie selbstverständlich die gleiche geblieben, aber innerlich war sie nicht mehr die, die auch Myxin kannte.

Die Schöne aus dem Totenreich war besessen.

Und der kleine Magier litt darunter. Er hatte alles versucht - vergeblich. Dabei brauchte er nur an die letzte Auseinandersetzung zwischen ihnen zu denken. Kara hatte ihm davon berichtet, daß sie John Sinclair in eine Falle locken wollte.

Myxin war perplex gewesen. Perplex und erschreckt zur gleichen Zeit. Wenn Sinclair starb, ging ein Mythos zu Ende, dann hatten die Mächte der Finsternis freie Bahn, da konnten sie schalten und walten wie sie wollten, und Kara trug daran die Schuld. Das hatte Myxin ihr klarzumachen versucht, und sie stritt es nicht einmal ab. Sie lachte sogar darüber und sagte Myxin, daß der Trank des Vergessens für

sie viel wichtiger war.

»Wichtiger als deine Freunde?«

»Ja«, sagte sie. »Wichtiger, denn mein Leben ist allein auf den Trank ausgerichtet. Und dir, Myxin, gebe ich eine Chance. Falls du dich nicht auf meine Seite stellst, halte dich zurück. Greife niemals in den Kampf ein, denn dann müßte auch ich dich vernichten.«

Es waren die letzten Worte, die sie mit dem kleinen Magier gesprochen hatte. Danach war sie gegangen, um ihre schreckliche Aufgabe zu erfüllen. Myxin blieb allein mit seinen schweren Gedanken zurück. Aber der kleine Magier durchschaute diese teuflische Verstrickung. Er wußte, daß Kara eigentlich nur ein Spielball in den Händen einer anderen Macht war. Hinter dem Schrecken stand Alassia, die Herrin der Dunkelwelt. Sie versuchte mit aller Macht, die Personen so zu manipulieren, daß es in ihren Plan hineinpaßte. Myxin konnte nicht glauben, daß Kara aus freiem Willen handelte, deshalb wollte er auch alles tun, um die Lage zu verändern.

Er hielt sich nicht an ihr Verbot und folgte ihr.

Myxin war ein einsamer Wanderer in der Schattenwelt. Zum Glück besaß er wieder den Großteil seiner Kräfte. Er beherrschte die Teleportation, konnte seine Magie ausspielen, und er wollte versuchen, der Herrin der Dunkelwelt ein Bein zu stellen.

Kara und Alassia hatten sich auf dem Schiff getroffen. Die Atlantic Queen kristallisierte sich immer mehr zu einem Mittelpunkt heraus. Hier sollte sich das Geschehen abspielen und John Sinclair seinen Tod finden. Zuerst kam er an die Reihe, danach würde Suko, der chinesische Freund des Geisterjägers, sein Leben verlieren.

Wenn Myxin daran dachte, bekam selbst er das große Flattern. Er sah die gesamten Erfolge der Vergangenheit zusammenbrechen. Alles war nur Stückwerk, und wenn das Sinclair-Team einmal auseinandergerissen war, hatten die Mächte der Finsternis freie

Bahn.

Hilfe konnte Myxin von keiner Seite bekommen. Er selbst stand zwischen den Fronten.

Seine ehemaligen Artgenossen, die Dämonen, lehnten ihn ab, da er die Seite gewechselt hatte. Von den Menschen konnte er keine Hilfe erwarten, sie waren einfach zu schwach. So kam er sich mutterseelenallein vor. In einem Niemandsland, wo die Gesetze einer finsternen und uralten Dämonin herrschten.

Unbemerkt hatte sich Myxin auf das gewaltige Schiff teleportieren können. Hier wollte Kara John Sinclair und Suko erwarten, die beiden Männer, mit denen sie so oft Seite an Seite gekämpft hatte. Doch das war bereits Vergangenheit.

Zwischen den gewaltigen Aufbauten des Oberdecks verschwand der kleine Magier völlig. Seine Ankunft war von Kara nicht registriert worden, er selbst sah sie wohl, denn der goldene Schein des Schwertes wies ihm den Weg. Kara stand weit vor ihm, und sie drehte ihm den Rücken zu. Noch war nichts geschehen, und Myxin konnte sich ein wenig umschauen. Das Schiff war gewaltig. Mit einem Handstreich und mit Karas Hilfe war es Alassia gelungen, es in die Hand zu bekommen. Ihr größter Triumph bisher. Sie hatte es geschafft, der Schattenwelt wieder neue Seelen zuzuführen, ihnen das Licht zu rauben, um die Welt der Dunkelheit zu stärken.

Von den Menschen sah Myxin nichts. Er wußte jedoch, daß sie sich im Bauch des Schiffes befanden, auf den unteren Decks, hier oben gab es nur wenige, und die verschmolzen noch mit der Dunkelheit. Sorgen bereitete Myxin auch die Hand. Er wußte nicht genau, welche Funktion sie erfüllte. Darüber konnte ihm sicherlich auch nur Alassia Auskunft geben.

So wartete er erst einmal ab und faßte sich in Geduld. Alassia ließ sich nicht blicken. Sie hatte mit Kara ihren Plan abgesprochen und wartete auf die Ausführung. Nachdem Myxin sicher war, nicht

beobachtet zu werden, bewegte er sich weiter vor, wobei er immer in Deckung der hohen Aufbauten blieb, denn eine zu frühe Entdeckung konnte fatal werden.

Der kleine Magier hatte kaum die ersten Schritte zurückgelegt, als er Stimmen hörte.

Kara sprach.

Sofort blieb Myxin stehen, orientierte sich und stellte fest, daß die Schöne aus dem Totenreich mit John Sinclair redete, der noch weit entfernt sein mußte, denn ihre Stimme hallte dem Geisterjäger wie in einen Trichter gesprochen entgegen.

Wahrscheinlich hielten sich Suko und der Geisterjäger auf der großen Plattform auf, dem Plateau der Schatten.

Sinclair gab auch Antwort, und das Gespräch lief so, wie es Kara haben wollte.

John und Suko würden springen!

Nur das nicht! dachte Myxin. Sie machten sich unglücklich, wenn sie jetzt das Plateau verließen. Sie würden selbst in die Falle stolpern, die Kara aufgebaut hatte.

Doch Sinclair hörte nicht.

Als Myxin in die Höhe schaute, da glaubte er, im Grau dieser Welt zwei kleine Punkte zu sehen, die langsam nach unten fielen und als Ziel das Oberdeck des Schiffes hatten, wo Kara auf sie wartete, um sie in den Tod zu schicken.

Was sollte er tun?

Der Stein war ins Rollen gekommen. Er wurde immer größer, und Myxin suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, ihn aufzuhalten. Er war lange mit Kara zusammen, kannte ihre Kräfte, konnte sie einschätzen, wußte von Stärken und Schwächen, und ihm war auch bekannt, daß die Schöne aus dem Totenreich stärker war als er, wenn sie sich im Besitz ihrer Waffe befand.

Das alles waren Tatsachen, an denen es nichts zu rütteln gab. Myxin

lief noch einige Schritte und blieb danach geduckt stehen. Von seinem jetzigen Standort aus hatte er einen hervorragenden Blick. Kara wandte ihm den Rücken zu. Der Schein des goldenen Schwerts reichte auch so weit, daß er die Schöne aus dem Totenreich wie ein Mantel umgab. Deutlich machte Myxin ihre Konturen aus.

Er wartete ab, wobei er trotzdem entschlossen war, einzugreifen. Myxin durfte es nicht bis zum Allerletzten kommen lassen. So sehr sich seine Gedanken auch mit Plänen beschäftigten, zu einem Ergebnis kam er nicht.

Inzwischen glitten der Geisterjäger und sein Freund Suko immer weiter in die Tiefe.

Es war ein sanftes Fallen, sie würden bei der Landung keine Verstauchungen erleiden, falls alles so weiter ging. Und da hatte der kleine Magier seine berechtigten Zweifel. Kara spielte mit ihnen. Sie waren ahnungslos und wußten nicht, was sie auf dem Schiff erwartete. Aber auch Myxin war nicht genau klar, was Kara nun vorhatte. Erst als sie sich bewegte, ihren rechten Arm anhob und mit der Schwertspitze schräg in die Höhe zielte, da wurde Myxin so einiges klar.

Kara wollte ihn mit dem Schwert durchbohren. Unter der goldenen Klinge sollte John Sinclair sein Leben aushauchen.

Eine so schreckliche Vorstellung, daß selbst Myxin zitterte. Er überlegte krampfhaft, was er dagegen unternehmen konnte. Er mußte sich mit seinen Überlegungen beeilen, denn John Sinclair glitt inzwischen immer näher. Deutlich kristallisierte er sich aus dem Grau der Dunkelheit hervor. Er war jetzt zu erkennen, seine Arme, die Beine, beides gespreizt, sogar das Gesicht schimmerte wie ein blasser Fleck. Und Kara sprach mit ihm. Höhnisch machte sie ihm klar, daß sein Leben verwirkt war, daß er durch ihre Hand den Tod finden würde. Myxin hörte jedes Wort. Auch Suko mußte die Sätze verstanden haben, und keiner der beiden tat etwas. Vielleicht konnten

sie nichts tun, unter Umständen hielt sie ein magischer Bann umklammert, gegen den sie nicht ankamen, so blieb Myxin praktisch als einzige Chance. Aber er konnte nur einen retten.

Für wen sollte er sich entscheiden?

Der kleine Magier machte Schreckliches durch. In seinem Innern tobte eine Hölle. Wie er es auch anpackte, etwas machte er immer verkehrt, und er würde sich ewig Vorwürfe machen, falls er überhaupt am Leben blieb.

Sinclair oder Suko?

Viel Zeit blieb ihm nicht mehr. Myxin richtete sich plötzlich auf. Er hob beide Arme, winkelte sie dann, konzentrierte sich, setzte all seine Kräfte ein und reagierte...

\*\*\*

Die beiden grauen Metallvögel befanden sich zwischen Himmel und Meer. Es waren Spezialmaschinen, sehr schnell, aber auch für das Wasser geeignet. Bei der Air Force waren sie entwickelt worden, ein Forschungsprojekt, das sich bezahlt gemacht hatte, denn die Piloten in den Flugzeugen hatten bereits manchem Schiffsbrüchigen das Leben gerettet.

Das Wetter war zwar gut, die Sicht konnte man als klar bezeichnen, aber etwas störte.

Es war die Dämmerung, die wie eine gewaltige Schattenwand langsam über den Himmel kroch, die Sonne bereits verdrängt hatte und sich anschickte, auch den Tag abzulösen.

Die beiden Piloten standen miteinander in Funkverbindung. Laufend gaben sie sich gegenseitig ihre Positionen durch, und die Verbindung mit dem Tower in Miami lief auch reibungslos.

Schwierigkeiten traten nicht auf.

Die Männer der Suchmannschaft, es waren G-men und auch Helfer einer anderen Organisation, suchten mit starken Gläsern die wogende Wasserfläche ab. Es konnte immerhin sein, daß der Cessna etwas

passiert und sie schon vor ihrem eigentlichen Ziel in den Bach gestürzt war.

Sie sahen nichts.

Nur das weite Meer. Ab und zu mal ein Schiff, das auf einem schmalen Grat am Horizont entlangzufahren schien. Auch als sie sich 30 Meilen vor dem eigentlichen Ziel befanden, klappte die Funkverbindung noch gut, zudem zeigten sich die Suchtrupps optimistisch, denn sie würden noch vor dem Eintreffen der Dunkelheit an ihrem Ziel sein. Die Piloten sprachen sich kurz ab und gingen gemeinsam tiefer. Die Nasen der Maschinen schienen sich in die Wasserfläche bohren zu wollen, doch dicht über den langen Wellen zogen die Piloten die Vögel wieder hoch und flogen in einem geraden Kurs weiter. Alles normal.

»Bei diesem Wetter kann doch keine Maschine verschwinden«, meinte einer der FBI-Leute.

»Es sei denn, hier sind wirklich unnatürliche Kräfte am Werk«, wurde ihm geantwortet.

»Erzählen Sie doch keinen Blödsinn.«

Auch die mitfliegenden G-men wußten Bescheid, daß sie die Position bald erreicht hatten. Sie machten sich bereit.

Schon kamen die Kommandos. »Fertigmachen zum Wassern!«

Jetzt bewiesen die Piloten ihre Kunst. Sie senkten die beiden Metallvögel der Wasserfläche entgegen, die Schwimmer bekamen schnell Kontakt, und die Männer in den Kanzeln wandten ihre gesamte Erfahrung auf, um die Flugzeuge so sicher und auch so unproblematisch wie möglich aufzusetzen.

Das gelang ihnen auch. Zwar wurden die Flugzeuge von den Wellen geschüttelt, aber sie hielten sich, und sie glitten allmählich auf dem Wasser aus, bis sie schließlich zur Ruhe kamen und nur noch auf den Wellen schaukelten.

Für einen Moment blieb die Besatzung in beiden Maschinen sitzen.

Kontakt mit dem Tower von Miami war noch immer vorhanden. Die Piloten meldeten die sichere Landung und gaben gleichzeitig durch, daß auf dem Wasser schwimmend eine Cessna entdeckt worden war. Auch die G-men und die anderen Helfer hatten die Maschine gesehen. Der Einsatzleiter, er hieß Hank Harris, ließ sofort die Türen öffnen. Schwere und große Schlauchboote wurden auf die Wasserfläche geschleudert. Die Männer trugen Schwimmwesten, als sie aus der offenen Einstiegluke in die Boote sprangen. Sie besaßen beide Motoren, und Hank Harris trieb zur Eile an. Er hatte einen schrecklichen Verdacht, der sich eigentlich in zwei Hälften teilte. Entweder waren die drei Männer ertrunken, oder aber sie befanden sich verletzt in der Maschine.

Die starken Motoren der großen Schlauchboote rührten auf. Die Gebilde schienen auf den Wellen zu tanzen, als sie sich der schwankenden Cessna näherten.

Hank Harris saß am Bug. Er hielt ein Glas vor die Augen und zuckte zusammen, als er das gelbe Etwas sah, das ebenfalls auf den Wellen tanzte. Er stellte die Optik noch schärfer ein.

Kein Zweifel, das war ein Rettungsboot. Sicherlich hatte es zur Ausrüstung Cessna gehört, nun war es leer.

Harris preßte die Lippen aufeinander. Sein kantiges Gesicht wurde noch starrer. Die Hoffnung schwand, und er war sicher, daß er die Leute in der Maschine nicht mehr finden würde.

Trotzdem wollten sie nachschauen.

Die Männer auf den Booten standen durch Sprechfunkgeräte miteinander in Verbindung.

Harris gab die Anordnung, daß das zweite Boot seinen Kurs ändern und die Cessna ansteuern sollte. Er selbst wollte das gelbe Schlauchboot näher untersuchen, das so einsam und verlassen auf den langen Wogen trieb.

Gischtstreifen und Spritzwasser durchnäßte die Männer. Wenn

Wellen quer anliefen, dann hämmerten sie regelrecht gegen das Schlauchboot, schleuderten es hoch, rissen es wieder in ein Wellental, um es im nächsten Augenblick hochzuheben.

Manchmal verschwand das gelbe Schlauchboot auch, wenn sich ein langer Wellenberg zwischen die beiden Boote schob, doch sie kamen näher.

Schließlich war die Entfernung so gering, daß ein Fanghaken geworfen werden konnte. Einen Augenblick später hing das Schlauchboot schon an der Leine.

»Ranziehen!« schrie Harris.

Zwei Männer arbeiteten geschickt, holten das Boot herbei. Harris hatte schon zuvor gesehen, daß es leer war. Niemand befand sich darin, seine Befürchtung hatte sich nicht bewahrheitet.

Harris ließ das gelbe Boot untersuchen. Er selbst beteiligte sich ebenfalls daran und stellte fest, daß es keinerlei Spuren gab. Das Boot gab nichts her.

»Die haben nichts zurückgelassen«, bemerkte einer der Männer.

Und ein anderer sagte: »Die See frißt alle.«

»Noch steht es nicht fest«, erwiderte Hank Harris. Er wollte einfach nicht daran glauben. »Bermuda-Dreieck.«

Der Sprecher bekam von Chief Harris einen scharfen Blick zugeschickt und verstummte. »Wir suchen trotzdem weiter!« ordnete Harris an. Er kniete sich hin und schaute zu dem zweiten Boot hinüber. Das hatte inzwischen die auf den Wellen treibende Cessna erreicht und festgemacht. Die Männer waren dabei, die Maschine zu entern. Einer war auf einem Schwimmer stehengeblieben, ein zweiter Mann befand sich noch im Boot.

Mit dem nahm Harris Kontakt auf. Er sprach in den Grill seines Sprechgeräts. »Haben Sie irgendwelche Spuren gefunden, Joe?«

»Nein, Sir.«

»Anzeichen, daß...« Harris sprach nicht mehr weiter, denn jetzt

erschien der dritte Mann, der in die Maschine geklettert war, am offenen Ausstieg. Er redete mit dem, der das Sprechgerät hatte, wenig später bekam Chief Harris schon die Meldung.

»Wieder nichts, Sir. Die Maschine ist leer.«

Hank Harris schluckte. »Das Schlauchboot ebenfalls«, sagte er, »trotzdem versuchen wir es weiter.«

»Geht in Ordnung, Sir!«

Harris steckte das Gerät in die Tasche seiner Parkajacke. Dann gab er dem Mann am Ruder ein Zeichen. Der Motor wurde angetrieben, das Wasser am Heck aufgewühlt, das Boot bekam Fahrt und schoß mit einer großen Geschwindigkeit über die Wellen.

Harris ordnete an, einen Suchkreis zu ziehen. Zuerst klein, dann immer größer werdend. Solange das Licht noch so blieb, wollten sie nichts unversucht lassen. Es bestand noch die Chance, daß die drei Männer abgetrieben worden waren.

Die Minuten reihten sich aneinander. Die Kreise wurden größer und größer. Von den Vermißten keine Spur.

Dafür färbte sich der Himmel. Bald nahm das Wasser auch eine dunkle Farbe an, der Horizont war nicht mehr zu sehen, auch die Temperatur sank, und jeder der Männer wußte, daß bald die Nacht hereinbrechen würde.

Harris war blaß geworden. »Wir ziehen noch einen Kreis«, sagte er, »und brechen die Suche dann ab.«

Die Männer nickten. Ihre Gesichter waren ernst. Im nächsten Augenblick jedoch wechselte deren Ausdruck, und einer stieß überrascht hervor:

»Aber das ist doch nicht möglich. Da, Chief, sehen Sie.«

Hank Harris mußte sich drehen. Dann wurden seine Augen groß. Wie auch die anderen Männer, sah er das grüne Flimmern, das sich zwischen die beiden Suchflugzeuge und ihrem Boot geschoben hatte.

»Was ist das denn?«

Auch der Chief konnte die Frage seines Mitarbeiters nicht beantworten. Er war ebenso erstaunt und jetzt auch sprachlos.

Es blieb nicht bei dem Flimmern, denn Konturen erschienen. Es waren die Umrisse zweier Schiffe.

Eines deutschen Frachters und eines englischen Kreuzers...

\*\*\*

Das Schwert schien zu explodieren!

Jedenfalls kam es mir so vor, als ich mich dicht vor der Spitze befand, und was mir in dieser einen Sekunde alles durch den Kopf schoß, war unbeschreiblich. Hinzu kam das Gefühl der Todesangst und auch die Erkenntnis, alles verloren zu haben.

Ich hatte auf Kara gesetzt, es war die falsche Karte in diesem Spiel gewesen. Nur - wer hatte das vorher wissen können? Es mußten höchstens Zentimeter sein, die mich von dem Schwert trennten. Ich sah nur die goldene Aura, erkannte nicht einmal das Gesicht meiner Mörderin dahinter, sondern sah nur diese tödliche, verzerrt wirkende Klinge.

Im gleichen Augenblick wurde ich gepackt. Jedenfalls glaubte ich das, aber es waren keine Hände da, die mich festhielten und herumschleuderten, ich schwebte plötzlich über dem Deck und vernahm den gellenden, auch wütend klingenden Schrei einer Frauenstimme. Kara mußte ihn ausgestoßen haben, aus Haß und Wut darüber, daß ich ihr im letzten Augenblick entkommen war.

Aber wieso?

Darüber dachte ich nicht nach, weil die äußerlichen Einflüsse mich viel zu sehr ablenkten. Man spielte mit meinem Körper, die rettenden Kräfte rissen mich herum, ich wurde gedreht wie ein Blatt im Wind und trotzdem noch transportiert.

Weggeschafft...

Dann erfolgte der Aufprall. Wie lange ich mich in der Luft befunden hatte, wußte ich nicht, mit den Schultern krachte ich auf die Planken,

warf noch einen Liegestuhl um und blieb für einen Moment wie benommen liegen. Ausruhen konnte ich mich nicht. Egal, was man mit mir angestellt hatte, ich dachte an Kara und mußte hoch. Ein wenig taumelnd kam ich auf die Beine. Es war nicht einfach, auf den Füßen zu bleiben. Die beiden seltsamen Flüge hatten meine Reaktionen irgendwie verändert, so daß ich Mühe hatte, mich zu orientieren. Es war wie eine neue Einstellung. Auf dem Schiff befand ich mich noch immer, aber weit weg von Kara, fast am Heck. Wo sie stand, sah ich nur entfernt ein schwaches goldenes Leuchten.

Ich war gerettet. Vorläufig jedenfalls. Und das war mir einen tiefen Atemzug wert.

Sofort jedoch dachte ich an Suko. Er hatte sich dicht hinter mir befunden, mich konnte Kara nicht erwischen, irgend jemand hatte eingegriffen, aber war Suko...

Den Gedanken wagte ich überhaupt nicht zu beenden. Die Sorge um Suko trieb mich wieder voran.

Ich vergaß die eigene Situation, die ebenfalls nicht rosig war, und stürmte vor.

Das Deck lag zwar nicht in völliger Finsternis, aber es war gewaltig. Da konnte man sich verlaufen, und ich hätte es am liebsten mit einem Motorrad versucht. Da keines vorhanden war, mußte ich meine Beine nehmen.

In Richtung Bug stand Kara.

Dort lag auch mein Ziel. Ich wollte, und ich mußte hin, denn da würde ich auch Suko finden.

Wie lange ich gelaufen war, wußte ich nicht. Es konnten höchstens nur 20 Yard gewesen sein, als ich plötzlich aus dem Schatten eines Aufbaus angesprochen wurde.

»Wohin so eilig, John Sinclair?«

Abrupt blieb ich stehen, drehte den Kopf nach rechts und sah die Gestalt, die sich aus dem Schatten löste. Es war Myxin, der Magier.

Da fiel bei mir die Klappe, und ich wußte mit einemmal, wer mein Lebensretter war...

\*\*\*

Suko hatte sich immer hinter dem Geisterjäger befunden. Die Länge eines Abstandes war nicht gleich geblieben, sie hatte sich etwas vergrößert. Zwar hatte sich der Inspektor bemüht, seinen Freund zu erreichen, er war jedoch erfolglos geblieben.

Und auch er sah das Leuchten, das Schwert, die Gestalt, die es hielt. Und er bemerkte die Verwandlung, die die Schöne aus dem Totenreich durchgemacht hatte.

Aus Kara war eine andere geworden.

Wie sein Freund John wurde auch Suko aus allen Träumen gerissen. Das durfte doch nicht wahr sein, das konnte es nicht geben. Karas Worte bewiesen ihm das Gegenteil. Sie gab durch sie zu erkennen, daß sie John Sinclair töten wollte.

Suko konnte sich nur einen Grund vorstellen, der sie zu solch einer Tat hinreißen ließ.

Es war der Trank des Vergessens. Wahrscheinlich hatte ihr Alassia versprochen, den Trank zu besorgen, wenn sie... Suko dachte nicht mehr weiter, denn die Ereignisse überstürzten sich. John konnte nichts machen, er schwebte genau in die Schwertspitze hinein, und Suko würde folgen.

Da geschah das Unwahrscheinliche.

Innerhalb eines Herzschlags änderte sich die Lage, und John Sinclair war plötzlich verschwunden.

Aufgelöst hatte er sich nicht, aber unbekannte Kräfte hatten sich seines Körpers angenommen und ihn aus dem Gefahrenbereich geschleudert. Genau in dem Augenblick, als Kara zustieß.

Der Stoß war mit großer Kraft geführt worden. Die Spitze hätte Johns Brust durchdrungen, nun fuhr sie ins Leere, und Kara, die fest an ihren Erfolg geglaubt hatte, verzweifelte fast. Sie explodierte vor

Wut, drosch wie rasend um sich und wurde zu einer Furie.

Suko bemerkte sehr schnell die Gefahr, in der er schwebte. Wenn er weitergetrieben wurde und ansonsten nichts tat, dann würde er in die Schwertklinge hineingleiten.

Überdeutlich wurde ihm dies bewußt, und der Chinese hatte so gut wie keine Zeit mehr sich eine Chance zu erarbeiten.

Er mußte sofort reagieren.

Er tat es.

Dämonenpeitsche und Beretta konnte er vergessen. Es gab eine andere Waffe, deren Brisanz man ihr wahrlich nicht ansah. Das war der von Buddha vererbte Stab, den Suko in einem alten Kloster hoch im Himalaya-Gebirge bekommen hatte.

Wenn er den Stab zur Hand nahm und ein bestimmtes Wort rief, dann stand die Zeit für fünf Sekunden still. Alle Personen innerhalb des Umkreises, in dem der Schrei noch gehört werden konnte, erstarrten zur Bewegungslosigkeit, und nur einer konnte sich weiterhin bewegen - der Träger des Stabs, also Suko.

Ein Griff, und er hatte ihn in der Hand. Jetzt hoffte er nur noch, daß er auch in dieser Dimension seine Wirkung nicht verloren hatte. Soeben stellte sich Kara auf die neue Lage ein. Sinclair war ihr entwischt, aber sie wollte Suko haben. Sie hielt den Schwertgriff mit beiden Händen fest, schwang ihren Körper dabei nach rechts und holte sehr weit aus.

Es würde ein mörderischer Hieb werden, der Suko glatt den Kopf von der Schulter trennte.

»Topar!«

In höchster Not schrie Suko dieses Wort hinaus, und Kara, die Schöne aus dem Totenreich, erstarrte mitten in der Bewegung. Sie konnte plötzlich nicht mehr, die Magie hatte ihre Wirkung auch hier nicht verloren. In der zurückgelegten Körperhaltung blieb sie stehen, wobei sie an ein Denkmal erinnerte.

Suko aber glitt weiter.

War die Zeit nicht zu kurz? Fünf Sekunden können sehr lang werden, aber auch unheimlich schnell vorbeigehen.

Der Chineser zählte im Geiste mit, während er näher und näher an Kara herankam. »Eins - zwei - drei-«

Bei drei hatte er Kara schon erreicht. Er konnte sie mit den Armen greifen, dann noch zwei Sekunden, noch eine... und vorbei die Zeit!

Kara schlug - und Suko konterte.

Der Schwerthieb kam von der linken Seite auf Suko zu. Er hielt genau dagegen, wollte Karas Arm treffen, hatte auch schon gut gezielt, und es gelang ihm.

Suko war ein austrainierter Kämpfer. Obwohl Kara mit aller Kraft zugeschlagen hatte, reichte der Gegenschlag des Chinesen aus, um sie von den Beinen zu reißen.

Sie brüllte wütend auf, fiel hin, überrollte sich und kam sofort wieder auf die Füße.

Das Schwert hatte sie nicht losgelassen. Den Griff hielt sie nach wie vor mit beiden Händen fest. Leicht geduckt hatte sie sich, und sie stand breitbeinig auf dem Boden. Diese Haltung sollte dokumentieren, daß sie nicht gewillt war, den Kampf so einfach aufzugeben. Kara wollte weitermachen und ihr Versprechen einlösen.

Suko war zurückgesprungen. Den Stab hatte er weggesteckt. Sein Gesicht schimmerte wie grauer Beton, in den zwei Löcher gegraben waren, die Augen. »Warum?« fragte er. »Verdammt, noch mal, weshalb hast du das getan?«

Sie warf den Kopf zurück. Das Haar flog hoch und behinderte nicht mehr ihr Sichtfeld. »Warum ich es getan habe?« höhnte sie. »Weil ich endlich den Trank des Vergessens haben will. Deshalb!«

»Aber sie wird ihn dir nicht geben!«

»Woher weißt du das so genau?«

»Weil Dämonen falsch spielen«, erwiderte Suko. »Es ist ganz einfach. Auch Alassia macht da keine Ausnahme. Und glaube nur nicht, daß du den Trank bekommen wirst, wenn du einen von uns getötet hast. Sie wird dir was husten und den angeblichen Trank immer als ein Druckmittel gegen dich behalten.«

»Du redest wirr!« stieß Kara hervor.

»Die einzige, die wirr redet und handelt, bist du. Tut mir leid für dich!«

»Das braucht es dir nicht, Chinesse!« flüsterte Kara und bewegte sich auf Suko zu. Dabei fächerte sie das Schwert, ein Zeichen, daß sie auch bereit war, anzugreifen.

Suko suchte nach einem Ausweg. Gut, er hätte kämpfen können und vielleicht auch etwas erreicht, aber das war nicht Sinn der Sache, er wollte nicht daran schuld sein, wenn etwas Schreckliches geschah. Also trat er lieber den Rückzug an.

Kara heulte auf. »Bleib stehen!« schrie sie. »Verdammt, bleib endlich stehen!«

Suko stieß gegen einen kleinen Decktisch. Er war nicht festgeschraubt, und der Chineser packte rasch zu. Dann wuchtete er den Tisch mit der runden Steinplatte hoch. Das Möbelstück besaß gebogene Füße, damit konnte sich Suko schon wehren und auch Schläge abblocken. Obwohl es wider alle Vernunft war, hoffte er dennoch, daß Kara sich irgendwann besinnen würde.

Zunächst einmal deutete nichts darauf hin. Sie schlug nicht zu, sondern machte es geschickter. Unter der Tischplatte wollte sie die Klinge herstechen und Suko somit treffen. Der Inspektor hatte gut aufgepaßt, senkte den Tisch genau im richtigen Augenblick und hörte, wie die Schwertklinge über die Steinplatte rutschte.

Sie befand sich noch in der Bewegung, als Suko vorsprang. Nicht nur das, er wuchtete auch den Tisch nach vorn und zwar so schnell, daß Kara nicht mehr wegkam.

Die Platte traf sie.

Plötzlich flog die Schöne aus dem Totenreich zurück. Suko stieß ein paar mal nach, sah einen fallenden Körper und auch ein Schwert, das Kara aus den Händen rutschte.

Der Chinese schleuderte den Tisch zur Seite. Er war nicht mehr wichtig. Viel mehr interessierte er sich für die auf dem Boden liegende Waffe, die er gedankenschnell an sich reißen wollte.

Kara bekam davon kaum etwas mit. Sie war zwar nicht bewußtlos, aber ziemlich angeschlagen, so daß sie Suko kaum an seiner Tat hindern konnte.

Dafür eine andere.

»Rühr sie nicht an!« hörte der Inspektor in seinem Rücken die Stimme der Dämonin Alassia...

\*\*\*

Myxin hatte mich gerettet!

Mein Gott, daß er dies geschafft hatte, konnte ich noch immer nicht glauben. Dann dachte ich an die seltsame Kraft, die mich so plötzlich packte und wegschleuderte.

Telekinese.

Myxin besaß diese Gabe. Er konnte kleinere Gegenstände kurzerhand durch die Luft wirbeln lassen.

Und jetzt auch Menschen.

Ich starrte ihn mit offenem Mund an und wußte nicht, was ich sagen sollte.

Dafür sprach er und lächelte dabei. »Ich bin kein Geist, John Sinclair, sondern...«

»Du hast mich gerettet?«

»Das stimmt.«

Erst jetzt fand ich die Übersicht wieder. Dabei schüttelte ich den Kopf und streckte Myxin spontan die Hand hin. Er wollte sie nicht nehmen, sondern sagte: »Erinnere dich an die Ritter und daran, daß

Asmodina mich damals fertigmachen wollte. Da war ich sehr, sehr klein, konnte keinem etwas nutzen, aber du hast dich für mich eingesetzt.[\[3\]](#) Ich werde es nie vergessen.«

Worte fand ich nicht, deshalb hob ich die Schultern. Dann fiel mir wieder Suko ein, und ich sprach auch Myxin darauf an.

Der kleine Magier lächelte.

»Er ist nicht tot, John, das weiß ich. Um ihn brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Viel wichtiger sind jetzt andere Dinge.«

»Kara!« stieß ich hervor.

»Auch die.«

»Wer denn noch?«

»Ich werde es dir erklären, denn wir müssen ungeheuer aufpassen, daß die andere Seite uns nicht fertigmacht. Noch haben wir nicht gewonnen, Alassia ist mächtig, sie spielt ihren Einfluß aus, und ihr hättet nicht kommen dürfen, denn ich habe dich gewarnt, John.«

»Dann hast du mir die Halluzinationen geschickt?«

»Genau.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Was glaubst du, wie ich mir darüber den Kopf zerbrochen habe.«

»Das hatte ich mir gedacht. Jetzt komm, wir müssen weiter.«

»Und wohin?«

»Innerhalb des Schiffes ist viel Platz. Außerdem willst du sicherlich wissen, was mit den Menschen geschehen ist.«

»Natürlich.«

»Sie leben. Das soll erst einmal reichen. Die meisten halten sich auf den unteren Decks auf. Alassia ist noch nicht dazu gekommen, sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Sie mußte erst mit Kara einen Pakt schließen.«

»Weshalb hast du ihn nicht verhindert?« fragte ich den kleinen Magier direkt.

Da lächelte Myxin traurig. »Was meinst du, John, was ich schon

alles versucht habe. Umsonst, sage ich dir. Kara ließ nicht mit sich reden. Alassia hat ihr den Trank versprochen.«

»Besitzt sie ihn denn?«

Da hob Myxin die Schultern.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht befindet er sich in dieser Welt, vielleicht auch nicht. So genau bin ich nicht dahintergekommen.«

»Ist er Kara so viel wert?«

»Ja, leider. Alassia muß sie völlig verhext haben. Aber das wird sich auch noch ändern, ich verspreche es dir. Ich hoffe, daß Kara wieder normal wird, und wir beide werden ihr helfen.«

»Schaffen wir es denn?«

»Allein kaum, aber wir haben einen dritten, der uns zur Seite stehen wird.«

»Wer ist es?«

Myxin ließ mich schmoren. »Laß dich mal überraschen, John Sinclair. Du wirst erstaunt sein. Jetzt komm erst einmal mit.«

»Aber Suko. Er ist...«

»Kein Baby mehr. Er muß und wird allein zurechtkommen. Für uns ist jede Sekunde kostbar.«

Wenn Myxin so drängte, eilte es wirklich. Zudem war ich gespannt, was er mir zu bieten hatte.

Da die gesamte Bordelektrik ausgefallen war, funktionierte auch kein Fahrstuhl mehr.

Über Treppen und Stiegen mußten wir uns in den Bauch des Schiffes begeben.

Myxin ging vor. In der herrschenden Dunkelheit fand er sich ausgezeichnet zurecht. Ich orientierte mich nur nach seinem Schatten. Wir gelangten dorthin, wo normalerweise die großen Bordfeste gefeiert werden. Da gab es mehrere Säle, verschiedene Bars und eine große Bühne. Ich kannte mich auf solchen Schiffen aus. Es war noch nicht lange her, da hatten die Conollys und ich eine Kreuzfahrt

unternommen, die leider gestört wurde. [\[4\]](#)

Da lagen sie.

Im ersten Augenblick erschrak ich. Die Menschen waren dort umgekippt, wo sie gerade standen. Der Schock der Schwarzen Magie hatte sie getroffen und von den Beinen gerissen.

Männer, Frauen, Kinder...

Ich blieb stehen, ging in die Hocke und knipste mein Feuerzeug an. Um die Gesichtsfarbe erkennen zu können, führte ich die Flamme dicht an die Köpfe der Menschen.

Die Gesichter sahen normal aus. Das Grau hatte von ihnen noch keinen Besitz ergriffen.

Der Geruch vom ausgelaufenem Alkohol hatte sich ausgebreitet und überdeckte sogar noch das Aroma der teuren Parfümsorten. Es mußten Hunderte sein, die hier lagen. Mir war es unmöglich, einen Weg zwischen den Leibern zu finden, denn wenn wir weitergingen, traten wir fast zwangsläufig auf einen am Boden liegenden Menschen. Myxin bemerkte mein Zögern. Er drehte sich halb um und winkte ein paarmal mit dem Kopf.

»Ich... kann nicht. Wenn ich hierher gehe...«

»Das ist jetzt uninteressant, John. Es geht um die Sache. Wirf deine Bedenken über Bord. Noch hat Alassia die Schatten nicht geschickt. Wenn sie erst kommen, gibt es keine Rettung.«

Ja, er hatte recht. Myxin kannte sich besser aus. Er hatte diese Welt länger studiert als ich.

Also folgte ich ihm.

Es gelang mir tatsächlich, so wenig Menschen wie möglich zu berühren und anzustoßen. Ich balancierte zwischen ihnen durch und hatte die Arme ausgebreitet, damit ich mein Gleichgewicht behielt.

Es herrschte eine seltsame Luft im Innern des Schiffes. Da auch die Klimaanlage ausgefallen war, hatten sich die Gerüche gestaut, besonders deutlich in einem Nebenraum festzustellen, wo sich auch

eine Leinwand befand.

Als seltsam empfand ich es nur, daß wir sehen konnten. Es war nicht völlig finster. Von irgendwoher kam Licht. Zwar keine direkte Helligkeit, aber ein seltsames Grau, das auch draußen vorherrschte und vom Bauch des Schiffes ebenfalls Besitz ergriffen hatte. Wo unser Ziel lag, wußte ich nicht. Da mußte ich mich völlig auf Myxin verlassen. Der kleine Magier hatte sich in der letzten Zeit wirklich zu einem großen Magier entwickelt. Seine Kräfte hatte er zum Großteil zurückbekommen, und er verstand sie richtig und gezielt einzusetzen. Als Kara durchdrehte, hatte er ebenfalls nicht die Kontrolle verloren. Er behielt die Nerven, machte keinen Unsinn, sondern blieb in meinen Augen kühl und gelassen. Er versuchte genau das Richtige zu tun, wenn er ohne große Emotionen an den Fall heranging.

Für ihn mußte es grausam gewesen sein, als er Karas Wandlung erlebte und nichts dagegen tun konnte. Er hatte auch mich warnen wollen, nur war die Warnung von mir nicht verstanden worden.

Einen dritten Helfer besaß er ebenfalls. Ich fragte mich, wer es war, und bebte innerlich vor Spannung.

Myxin stieß eine Schwingtür auf. Wir gelangten in einen anderen Raum des Schiffes, der jedoch stockfinster war. Da konnte man nicht die berühmte Hand vor Augen sehen.

Der kleine Magier blieb so plötzlich stehen, daß ich fast gegen ihn gelaufen wäre. Ich streifte ihn noch, und Myxin beschwerte sich zischend.

»Wir sind da«, flüsterte er danach.

»Ich sehe nichts.«

Leises Lachen aus der Dunkelheit.

»Warte nur ab, John Sinclair. Du wirst überrascht sein.«

Im Finstern blieben wir stehen. Ich hatte mich gegen die Wand gelehnt und meine Sinne geschärft. Besonders das Gehör strengte ich

an, da meine Augen das Dunkel nicht durchdringen konnten. Tat sich da irgend etwas? Waren wir vielleicht von irgendwelchen Gestalten umzingelt, die uns beide töten wollten?

Ich machte mich auf alles gefaßt und spürte eine gefährliche Aura, die irgendwo vor mir in dem Dunkel lag. Diese Aura war nicht faßbar, nicht greifbar, aber sie war vorhanden.

Bewegte sich das Dunkel nicht?

Ich hatte das Gefühl, daß die Finsternis vor mir in Wallung geraten war, und glaubte auch, daß etwas Kaltes mein Gesicht streifte und eine Gänsehaut hinterließ.

Ich zuckte zusammen. Einen Atemzug später reagierte ich. Mein Kreuz sollte mir helfen. Vorsichtig holte ich es hervor. Das Metall gab mir irgendwie eine Beruhigung.

Wenn ich es spürte, dann fühlte ich mich einfach sicherer. Ob sich Myxin in meiner Nähe befand oder sich abgesetzt hatte, wußte ich nicht. Ich wollte nur nicht länger auf dem Präsentierteller stehen und unter Umständen eine Beute für nicht sieht-und faßbare finstere Gestalten werden.

Die Atmosphäre der Angst und des Grauens verdichtete sich. Es kam mir vor wie ein Ring, der zuerst den gesamten Raum umschloß, sich dann verengte und schließlich wie ein Reif um meine Brust gelegt zurückblieb.

Da war etwas, da lauerte irgendwer...

Leicht beugte ich meinen Oberkörper vor. Einige Male hatte ich das Gefühl, ein schweres Atmen oder Röcheln zu hören, war mir allerdings nicht sicher.

»Myxin!« flüsterte ich.

Ich bekam keine Antwort.

Meine freie Hand öffnete und schloß sich. Auf der Innenfläche lag ein dünner Schweißfilm, der sich verstärkte, als ein böser Verdacht in mir hochkeimte.

Sollte Myxin mich reingelegt haben? Steckte er vielleicht mit Kara unter einer Decke und war meine angebliche Rettung nur ein Täuschungsmanöver gewesen?

Dieser Gedanke war schlimm, und ich bekam ein drückendes Gefühl in der Magengegend. Dabei öffnete ich den Mund, atmete sehr flach und stellte meine Ohren auf Lauschposition.

Um mich herum befand sich etwas. Daran gab es nichts zu rütteln. Es war zwar nichts Genaues zu hören, aber ich konnte es fühlen, merken, erkennen.

Es ist schwer zu beschreiben, aber vielleicht ist es Ihnen, Freunde, auch mal so ergangen. Man steht in einem dunklen Raum, sieht den anderen nicht, aber weiß genau, daß er da ist. Man riecht ihn, man bemerkt ihn, wenn er irgend etwas tut, sich bewegt oder die Hände schließt. So war es hier auch.

In meinem Innern flackerte die Flamme des Widerstands hoch. So einfach wollte ich es den anderen nicht machen. Sie mußten sich schon anstrengen, wenn sie mir an die Wäsche wollten.

Vielleicht war es falsch, aber für mich ist der Angriff die beste Verteidigung. Deshalb schritt ich in den Raum hinein, hielt meinen rechten Arm mit dem Kreuz in der Hand dabei vorgestreckt und hatte bereits nach drei Schritten Erfolg.

Es war kein festes Hindernis, das mich aufhielt, aber mein Kreuz hatte etwas erwischt. Der grelle Blitz blendete auch mich, so daß ich nichts erkennen konnte.

Als ich automatisch die Augen schloß, hörte ich vor mir ein Zischen, in das sich ein wütendes Fauchen mischte, das allmählich verstummte. Ich öffnete die Augen wieder. Ein Rest an Licht war noch vorhanden. Ich sah einen Schatten weghuschen, und er wurde dabei zerrissen. Die kleineren Reste lösten sich auf und waren nicht mehr zu sehen. Danach hatte ich Ruhe.

»Myxin!« Wieder rief ich den Namen des kleinen Magiers, ohne

eine Antwort zu bekommen.

Der hatte mich tatsächlich hängen lassen, und ich kam zu der Überzeugung, daß Alassia hier ihre Schattenfalle aufgebaut hatte. Myxin hatte mich hineingeschafft.

Auf meiner Stirn sammelte sich Schweiß. Mit dem Handrücken wischte ich ihn weg, wobei ich überlegte, ob ich nicht lieber den Rückweg antreten sollte.

Myxin sprach von einem dritten. Zu Gesicht hatte ich den noch nicht bekommen, so daß ich mich fragte, ob er überhaupt vorhanden war. Inzwischen glaubte ich nichts mehr.

Er war da. Und das bewies er mir auf eine unheimliche Art und Weise. Vor mir entstand auf einmal ein Loch. Es war zuerst nur ein roter, kleiner Kreis in der Schwärze, der sich allerdings schnell veränderte und größer wurde.

Gebannt blieb mein Blick auf diesem Phänomen hängen. Ich wußte, daß vor mir etwas Entscheidendes geschehen würde, meine Finger bewegten sich nervös, die Hände bildeten Fäuste, ich spürte in der rechten deutlich den harten Widerstand des Kreuzes. Auf das Kruzifix verließ ich mich.

Es hatte sich erwärmt, ein Zeichen, daß die Magie stärker geworden war und Gegenkräfte aufbauen wollte.

Es wurde nicht nur spannend, sondern unheimlich, denn innerhalb des immer größer werdenden Lochs glühte es dunkelrot wie ein Höllenaugenauge, kreisrund war die Öffnung. Sie dehnte sich aus wie ein Ballon, wurde in Umrissen aber wesentlich gewaltiger und war schon so groß, daß ein Mensch aufrecht stehen konnte.

Es schwebte vor mir.

Darin ein rotes, unheimliches Glühen. Als ich weiterhin auf dieses seltsame Phänomen schaute, stellte ich fest, daß dieses Loch, diese Öffnung, auch die entsprechende Tiefe besaß. Es kam mir vor wie ein Eingang in einen Tunnel, der irgendwie in die Unendlichkeit

führte. Was hatte es zu bedeuten?

Da hörte ich wieder Myxins Stimme. Sie klang in meiner Nähe auf, obwohl ich den kleinen Magier nicht sehen konnte. »Keine Angst, John Sinclair, bleib ruhig, dir wird nichts geschehen.«

»Das sagst du so einfach«, antwortete ich lakonisch und meine Überraschung nicht zeigend.

»Ruhig, nur ruhig...«

War es eine Gefahr, die mir aus dieser Öffnung entgegenwehte? Ich versuchte sie zu spüren, mit dem Körper zu fühlen, und ich sah auch die seltsamen Schwaden, die innerhalb der roten Öffnung wallten und tanzten. Ein düsterer, gefährlicher Nebel, hinter dem sich jetzt eine kleine Gestalt abzeichnete, die allmählich näher kam und sich auf den Aus-oder Eingang zubewegte.

Ein Schatten, eine Kontur - mehr nicht...

Angespannt blieb ich stehen. Die Gestalt wurde größer. Aus dem Zwerg entstand ein Mensch.

Wirklich ein Mensch?

Nein, so bewegte sich keiner. Diese Gestalt in dem roten Tunnel vor mir schwebte. Sie hatte überhaupt keinen Kontakt mit dem Boden gefunden, und auch ihre Umrisse blieben nicht gleich fest oder hart. Sie bewegten sich ebenfalls. Das war jemand, der eine Kutte trug, die bis auf die Erde reichte. Dazu hatte er die Kapuze hochgezogen, so daß von seinem Gesicht so gut wie nichts zu sehen war.

»Erkennst du ihn nun?« vernahm ich Myxins Frage und zuckte zusammen, als ich die Hand des Magiers an meinem Arm spürte.

»Ja«, flüsterte ich, »es ist der Spuk...«

\*\*\*

»Rühr sie nicht an!«

Alassia hatte diese Worte gesprochen. Suko verstand sie genau, aber er würde einen Teufel tun. Nein, so einfach ließ er sich nicht bluffen. Für einen winzigen Moment starrte er auf den Griff der

Waffe. Seine Hand schwebte dicht darüber, er brauchte nur noch zuzupacken, und das tat er auch.

Ohne auf die warnenden Worte der Dämonin zu achten, riß der Chinese das Schwert mit der goldenen Klinge an sich und wirbelte damit herum. Noch in der Drehung sah er Alassia und stellte fest, daß sie sich seit ihrer ersten Begegnung nicht verändert hatte.

Noch immer war sie nackt. Von ihrem Körper allerdings konnte Suko nicht viel erkennen, da das lange schwarze Haar ihn fast völlig verdeckte. Es reichte bis zu den Fußspitzen und ließ nur in Höhe des Kopfes den Gesichtsausschnitt sehen.

Ein kaltes, böses Gesicht, grau anzusehen und mit leblosen Augen.

»Da!« schrie Suko.

Gewaltsam rammte er seine Hand vor und damit auch die Klinge. Er wollte sie der Dämonin Alassia in den Leib stoßen, wobei er hoffte, sie auf diese Art und Weise vernichtend zu töten.

Die Klinge war nicht einmal für die Länge eines Herzschlags unterwegs. Aber in dieser kaum meßbaren Zeitspanne baute Alassia ihre Gegenmagie auf und bewies damit, wie stark sie war. Sie wurde zum Schatten.

Als die Klinge ihren Körper berühren wollte, da war sie schon eine andere und wischte zur Seite.

Der Stoß ging ins Leere.

Suko wurde nach vorn katapultiert.

Er hatte mit Alassias Gegenreaktion nicht gerechnet, konnte sich auch nicht mehr abfangen und wäre fast noch gestolpert. Alassia lachte. Sie war sich ihrer Stellung in dieser bizarren Schattenwelt sehr wohl bewußt, und dieses Lachen dokumentierte ihre Überlegenheit, die Suko allerdings nicht anerkennen wollte. Er war wie ein Phantom, schnell unberechenbar, und das Schwert mit der goldenen Klinge wurde von ihm meisterlich geführt.

Vielleicht hatte Suko eine Chance gehabt, wenn er die Waffe auch

auf eine andere Art und Weise hätte einsetzen können, wie es Kara manchmal tat, denn das Schwert mit der goldenen Klinge war nicht nur eine Kampfwaaffe, es konnte auch, wenn es beschworen wurde, die Verbindung in andere Welten herstellen.

Das wußte Suko zwar, aber er kannte die Formeln nicht. Deshalb blieb ihm allein der Kampf.

Er schlug blitzschnell. Ein Mensch hätte diesen Schlägen wohl kaum ausweichen können, aber Alassia war kein Mensch, sondern ein Schatten. Diesen Vorteil spielte sie aus.

Sie bewegte sich gedankenschnell. Suko gelang es kaum, ihren Bewegungen mit den Augen zu folgen. Wesentlich schwerer war es, dieses Wesen vor ihm zu treffen.

Seine Schläge waren vorher nie zu berechnen. Sie wischten auf den Schatten zu, die Klinge leuchtete und blitzte, einmal zog Suko sie von rechts nach links, danach von oben nach unten, anschließend stieß er zu, und es gelang ihm auch, den Schatten zu treffen. Der Inspektor zerstückelte ihn.

Immer wenn die goldene Klinge hindurchfuhr, zerteilte sie einen Teil der Schatten. Sie machte aus dem kompakten dunklen Schemen ein regelrechtes Puzzle. Sie riß ihn auseinander, doch die Teile, die für Bruchteile von Sekunden vor ihr schwebten, setzten sich ebenso rasch wieder zusammen.

Es war ein Kampf, den Suko nicht gewinnen konnte, so sehr er sich auch bemühte. Und er hörte das Lachen der Alassia. Es drang nicht nur von vorn auf ihn ein, sondern war überall. Suko kam sich vor wie in einem Stereoraum, das Gelächter hüllte ihn förmlich ein. Nach einiger Zeit stellte er fest, daß Alassia nur mit ihm spielte, und er seine Kräfte vergeudete. Urplötzlich ließ er seinen Arm sinken. Mit dem letzten Schlag hatte er noch einmal den schattenhaften Kopf geteilt. Nun setzten sich die beiden Hälften wieder gedankenschnell zusammen.

Alassia stand vor ihm.

Suko wich zurück. Dabei drehte er den Kopf und sah, daß sich Kara längst vom Boden erhoben hatte und den Kampf verfolgt hatte. Auf ihrem Gesicht lag ein wissendes Lächeln, in den Augen leuchteten die Wut und der Haß. An den Pupillen war es abzulesen, und Suko fühlte sich von diesem Blick irritiert.

Es war sein Fehler, daß er nicht achtgab.

Alassia nutzte ihn eiskalt aus. Wie sie es schaffte, wußte Suko selbst nicht, er schrie nur vor Überraschung auf, als er feststellte, daß sein rechter Arm nicht mehr vorhanden war.

Ein Schatten hatte sich darübergerlegt, ihn hochgerissen, und plötzlich machte sich das Schwert in seiner Hand selbständig. Suko war nicht mehr in der Lage, es festzuhalten. Es wurde ihm aus den Fingern gerissen, wirbelte durch die Luft, und Kara griff so geschickt zu, daß es ihr mühelos gelang, die Waffe aufzufangen.

Jetzt hatte sie es wieder. Sukos Kampf war umsonst gewesen.

»Ich habe dir doch gesagt, daß du keine Chance hast«, vernahm er Alassias Stimme.

Als er die Dämonin anschaute, stellte er fest, daß sie dabei war, sich zu verändern. Aus dem Schattenwesen wurde wieder diese Gestalt, die Suko kannte.

Die langen Haare, der Körper, das Gesicht, die gnadenlose Kälte in den Augen.

Ja, das war die Herrin der Dunkelwelt.

Der Vorgang hatte vielleicht zwei Sekunden in Anspruch genommen, aber Suko war durch ihn abgelenkt worden und spürte im nächsten Augenblick einen Druck in seinem Rücken.

Er zuckte zusammen, als er bemerkte, daß etwas Spitzes durch seine Kleidung drang, die Haut berührte und sie anritzte. Sehr rasch bekam er die Erklärung, denn hinter ihm zischte Kara scharf:

»Ich halte jetzt das Schwert. Wage nur nicht, dich zu rühren, Suko,

dann durchbohre ich dich sofort!«

Dem Klang der Stimme nach war es ihr sehr ernst. Suko hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen. Kara stand voll auf der anderen Seite. Sie hielt zu Alassia.

Und die schritt um die beiden herum. Die Haare vor ihrem Gesicht hatten sich geteilt. Suko konnte das triumphierende Lächeln erkennen, das auf ihren Lippen lag.

Alassia, die Siegerin, die Gewinnerin auf der ganzen Linie. Sie schaute sich Suko an und schüttelte den Kopf. »Du warst sehr vermessen. Hast du wirklich geglaubt, uns besiegen zu können?« Nach dieser Frage blieb sie stehen und stemmte provozierend die Fäuste in die Hüften. Suko schwieg.

»Ich gebe zu, daß es eine kleine Panne gegeben hat. John Sinclair ist entkommen, aber er kann aus dieser Welt nicht heraus, wir werden ihn kriegen. Du bist fast ebensoviel wert, Chinese.« Sie schaute Kara an und fragte: »Ist es so?«

»Ja, fast.«

»Gut, dann wirst du ihn auch töten!« Alassia stieß die Worte voller Inbrunst hervor, und ihre Augen wurden dabei noch dunkler. Suko schluckte. Er wußte, daß er eine große Chance verspielt hatte. Mit Gewalt konnte er nicht viel erreichen, vielleicht durch Worte. Kara konnte sich einfach nicht so schnell gewandelt haben, es mußte noch ein Rest ihrer früheren Ansichten vorhanden sein. Sie hatte das Böse immer bekämpft, schon damals, als Atlantis noch existierte, und das sollte plötzlich mit einem Schlag vergessen sein?

»Kara!« Suko sprach mit großer Eindringlichkeit. »Überlege dir genau, was du tust!«

»Das habe ich bereits!«

»Dir geht es um den Trank, nicht wahr?«

»Ja, allein darum.«

»Hast du ihn schon gesehen? Hat Alassia ihn dir gezeigt?« Da Kara

schwiegen nahm Suko an, bei ihr eine verwundbare Stelle getroffen zu haben. »Also nicht«, fuhr er fort. »Du hast den Trank nicht einmal gesehen, und du weißt nicht, ob er sich überhaupt in Alassias Händen befindet. Traue nie einem Dämon, nach der Devise hast du gelebt. Auch hier gilt dieser Satz. Es ist längst nicht bewiesen, daß Alassia den Trank besitzt. Ich weiß selbst, wie sehr du ihn vermißt hast, und ich gönne dir auch von ganzem Herzen, daß du ihn bekommst, aber laß ihn dir zeigen, bevor du irgend etwas unternimmst. Dann sehen wir weiter!«

Suko hatte diese Worte bewußt gewählt. Er wollte Zweifel säen, denn er wußte, daß Kara schon ein paarmal genarrt worden war. Sie hatte schwer daran zu leiden gehabt, deshalb sah Suko nicht ein, daß sie auf irgendein obskures Versprechen hin etwas tat, was sie später nicht mehr gutmachen konnte.

»Du redest viel«, flüsterte Kara. »Zuviel für meinen Geschmack. Aber Alassia hat den Trank!«

»Dann laß ihn dir zeigen!« schrie Suko.

»Ich vertraue ihr!«

Der Chinese verzog das Gesicht, wobei er die Augen verdrehte. »Das ist ein völlig falsches Vertrauen, glaub es mir. Du wirst die schwerste Enttäuschung deiner bisherigen Existenz erleben. Alassia spielt falsch!«

Kara war nicht zu belehren. »Soll ich ihn töten?« schrie sie und drückte fester zu.

Suko spürte den Schmerz, und er merkte, daß es naß aus der Wunde an seinem Rücken rann. Hart biß er die Zähne zusammen. Kein Laut des Schmerzes drang über seine Lippen.

»Natürlich wirst du ihn töten«, erwiderte Alassia, »aber nicht so.« Sie lachte plötzlich. »Ich weiß, daß Dr. Tod den Kopf von Asmodina in seinen Händen gehalten hat. Ich will den Schädel des Chinesen - und danach den des Geisterjägers.«

»Ich soll Suko köpfen?« Die Frage klang ein wenig erstaunt.

»Ja.«

Kara überlegte. Suko spürte ihre innere Erregung dabei. Sie übertrug sich auf das Schwert, denn die Spitze in seinem Rücken zitterte. War Alassia jetzt zu weit gegangen? Hatte sie die Solidarität ihrer Partnerin überschätzt?

Jemanden zu töten ist eine Sache, aber einem Menschen den Kopf abzuschlagen eine andere.

Wie würde Kara sich verhalten?

Die Schöne aus dem Totenreich ließ sich Zeit. Sie erhöhte die Spannung, bis sie sich räusperte und sagte: »Jawohl, ich werde ihm den Kopf abschlagen!«

Für Suko waren die Worte wie ein Schlag, den er in den Magen bekommen hatte. Aber er hatte sich so gut in der Gewalt, daß keiner ihm etwas anmerkte.

In diesen Augenblicken dachte er an Flucht.

Seine Gedanken schienen von Alassia erraten worden zu sein. Augenblicklich schob sie dem einen Riegel vor, und Suko erlebte abermals das Grauen dieser nicht erklärbaren und unfäßbaren Welt. Er konnte sie plötzlich nicht mehr bewegen. Das begann an den Füßen, kroch höher, erreichte die Knie und wanderte weiter, bis zu den Oberschenkeln.

Als Suko den Blick senkte, glaubte er, verrückt zu werden. Seine Beine waren nicht mehr zu sehen. Die von unten hervorkriechenden Schatten hatten sie gefressen. Von Suko schwebte nur noch der Oberkörper über den Boden, und die Schatten waren noch längst nicht zur Ruhe gekommen, sie wanderten weiter, glitten an seinen Hüften hoch.

Wenn ich jetzt nichts tue, bin ich verloren! dachte der Chineser. Er wollte seine Dämonenpeitsche einsetzen. Kaum hatte er den rechten Arm bewegt, es war nur ein Zucken, drückte Kara noch fester die

Spitze der goldenen Klinge in seinen Rücken.

»Rühr dich nicht«, flüsterte sie gefährlich leise. »Wag es nur nicht, Suko!«

Da blieb der Inspektor in seiner ursprünglichen Haltung steif stehen. Ihm war klargeworden, daß er es nicht mehr schaffen konnte, die Chance war vertan.

Gefühl spürte er nicht mehr in seinen Beinen. Er kam sich tatsächlich wie ein körperloser Mensch vor, von dem nur noch der Kopf und damit das Gehirn lebte.

Dort saß die große Lenk-und Steuerzentrale eines Menschen, so bekam der Chinese mit, wie ihn die Schatten immer weiter einhüllten und ihn allmählich die Furcht erfaßte.

Sollte er hier sterben? War in dieser Welt sein Ende vorprogrammiert? Suko war ein Mensch, der nicht so leicht aufgab, der immer wieder einen Ausweg gefunden hatte, aber in dieser Falle und unter den Blicken seiner Gegnerinnen sah er keine Chance mehr. Diese von Alassia befehligten Schatten ließen ihm nicht die Spur einer Chance, und die Herrin dieser Welt schritt um den Chinesen herum.

Bis zu den Schultern reichte bereits die Schwärze. Schon längst konnte Suko seine Arme nicht mehr bewegen. Er kam sich vor wie eine Steinfigur, ein ungewöhnlicher Tod streckte seine kalten Knochenarme nach ihm aus.

»Du kannst zur Seite gehen«, sagte Alassia.

Suko merkte kaum, daß der Druck in seinem Rücken verschwand, denn der Körper war längst gefühllos geworden.

Nebeneinander blieben Kara und Alassia stehen. Die Herrin der Dunkelwelt sagte: »Schau ihn dir genau an, Kara. Schon jetzt kann er sich nicht mehr bewegen, du wirst keinerlei Schwierigkeiten haben, ihm den Kopf abzuschlagen. Ich brauche die Hand erst gar nicht zu bitten, ihn zu zerquetschen.«

»Die Hand?« fragte Kara.

»Ja, sie hält das Schiff.«

»Was ist mit ihr?«

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse war zu erkennen, daß Alassia hintergründig lächelte. »Mit ihr hat es tatsächlich eine besondere Bewandnis, die ich aber für mich behalten werde. Vielleicht werde ich dich, Kara, irgendwann einmal in das Geheimnis dieser Hand einweihen, aber das hat Zeit, erst mußt du voll auf meiner Seite stehen. Nur so viel möchte ich bekanntgeben. Die Hand steht in einem ursächlichen Zusammenhang mit Atlantis, den Großen Alten und dem Würfel des Unheils!«

Suko horchte auf. Als Alassia diese Worte sprach, vergaß er sogar seine schreckliche Situation. Da waren Begriffe gefallen, die ihm bekannt waren, die er allerdings nicht unter einen Hut bringen konnte. Wieso Atlantis, die Großen Alten und der Würfel des Unheils? Wo war da der rote Faden?

»Sag es mir!« forderte Kara.

»Nein!«

»Aber ich habe in Atlantis schon einmal gelebt. Ich müßte von ihr wissen...«

»Möglicherweise weißt du es auch und hast es nur vergessen. Diese Hand ist ein Teil, es gehört ein Gegenstück dazu. Mehr sage ich nicht, denn ein kleines Geheimnis will ich behalten.«

Suko konnte seinen Kopf noch bewegen. Er hatte ihn gedreht, schaute Kara an und las ihrem Gesicht ab, daß sie ein wenig durcheinander war. Sie dachte nach, ihre Zunge huschte über die Lippen, aber sie kam zu keinem Resultat.

Alassia hatte ihrer Meinung nach genug geredet. Sie schritt um ihr Opfer herum und begutachtete es von allen Seiten.

Viel gab es da nicht zu sehen.

Von Suko existierte nur noch der Kopf. Der übrige Teil des

Körpers war ein einziger Schatten, mehr nicht.

»Wie fühlst du dich?« höhnte sie.

Suko lag eine Antwort auf der Zunge, er verschluckte sie, und Alassia trat dicht vor ihn. Aus einer Handspanne Entfernung schauten sie sich an.

Der Chinese spürte das Unheimliche, das von dieser Dämonin ausging. Da war das seltsame Grau auf ihrer Haut, die kalten Augen und die Entschlossenheit darin, Suko ein für allemal auszulöschen.

»Noch einmal will ich dich sehen!« flüsterte sie, »bevor er soweit ist und Kara deinen Schädel abschlägt oder spaltet. Das überlasse ich ihr. Auf jeden Fall wirst du nicht überleben.« Es waren ihre vorerst letzten Worte, die sie an den Inspektor richtete, denn sie trat zurück und stellte sich schräg hin.

Dann hob sie den Arm.

Kara kam einen Schritt näher.

»Bist du bereit?« klang es der Schönen aus dem Totenreich entgegen.

»Ja.«

In diesem Moment erlosch auch Sukos letzter Hoffnungsfunken. Er hatte noch immer an eine Wandlung geglaubt, aber Kara war einfach nicht zu belehren und zu bekehren. Sie tat genau das, was Alassia von ihr verlangte. Der Inspektor spürte, daß sich trotz allem Schweiß auf seiner Stirn gebildet hatte. Es war der Angstschweiß.

Wenn er die Augen verdrehte, sah er nur die Schwärze - nichts mehr von seinem Körper.

»Stell dich vor ihn!« befahl Kara. »Er soll mitbekommen, wenn du das Schwert nach unten schlägst. Ich will ihn in den letzten Sekunden seines Lebens noch um Gnade winseln und schreien hören. Los, komm!«

Und Kara gehorchte. Sie folgte den Worten ihrer Gebieterin, trat vor Suko und ließ ungefähr zwei kleine Schritte Abstand. Bisher

hatte sie den Griff nur mit der linken Hand gehalten. Nun aber legte sie auch noch den rechten darauf.

Suko zwinkerte mit den Augen. Schweiß war ihm hineingelaufen, er konnte kaum noch etwas sehen, doch er versuchte, seinen Blick über das gewaltige Deck schweifen zu lassen.

Es war leer. Keine Menschenseele ließ sich dort sehen. Auch nicht John Sinclair...

Suko dachte an seinen Freund. Er hatte es geschafft, war dieser Hölle vielleicht entkommen, und er hoffte, daß John es sein würde, der seinen Tod einmal rächte.

»Fertig?« fragte Alassia.

»Ja.«

»Dann schlag zu!«

Kara lächelte, schaute Suko an, und für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke. Suko bat mit seinen Augen um Rücksicht, er wollte ihr einen stummen Hinweis oder Befehl geben, doch Kara wollte nicht verstehen. Sie hob beide Arme, führte das Schwert über ihren Kopf, und für Suko stand fest, daß sie ihm den Schädel spalten wollte. Ergeben schloß er die Augen...

\*\*\*

Der Spuk!

Das durfte nicht wahr sein. Verdammt, wie kam er in diese Welt, und weshalb hatte sich Myxin ausgerechnet ihn als einen Helfer ausgesucht, wo die beiden ebenso verfeindet waren, wie ich mit dem Herrn der Schatten? Herrn der Schatten?

In meinem Gehirn überschlugen sich die Gedanken. Moment mal. Hatte ich nicht bei unserer ersten Begegnung mit Alassia erfahren, daß sie und der Spuk nicht gerade Freunde waren, daß Alassia nach Asmodinas Tod versuchte, die Herrschaft an sich zu reißen und den Spuk zu entmachten? So ähnlich mußte es gewesen sein, denn sie wollte die Herrin über die bestraften Dämonenseelen sein und nicht

nur in der Schattenwelt regieren, sondern auch in einem Reich wo Grauen, Panik und Schrecken herrschten, das bisher dem Spuk Untertan war. Konnte ich da von Glück sprechen, daß die Dämonen auch nicht anders waren als die Menschen, denn zwischen ihnen gab es ebenfalls Haß und Zwietracht. Jeder wollte seinen Vorteil ausnutzen und für sich das Beste herausholen.

Ich erinnerte mich an Galuri, den Dämonen-Parasit. Auch er hatte versucht, den Spuk zu entmachten, auf eine hinterlistige Art und Weise, doch der Spuk und ich hatten ihn in die Schranke weisen können. Wiederholte sich das Spielchen nun unter anderen Vorzeichen? Bis jetzt hatte ich mich meinen Gedanken hingegen. Nun schaute ich mir den Spuk genauer an.

Ja, das war er.

Er stand inmitten der großen Öffnung. Seine schwarze Gestalt hob sich deutlich von dem helleren Hintergrund ab. Ich sah nicht, wie er tatsächlich aussah, sondern nur seine wallenden Umrisse und den schwarzen, vibrierenden Flecken unter der Kapuze.[\[5\]](#)

»Ist das nicht eine Überraschung?« hauchte Myxin mir zu.

»Das kann man wohl sagen«, gab ich ebenso leise zurück. »Aber weshalb, zum Henker, hast du dich gerade mit ihm verbündet?«

»Verbündet wohl kaum, aber ich habe ihm erklären können, daß Alassia die Macht übernehmen will. Das kann der Spuk auf keinen Fall zulassen. Er will Herrscher im gesamten Reich der Schatten bleiben.«

»Ist sein Reich denn mit dem der Alassia identisch?« hakte ich nach.

»Auf keinen Fall. Es sind zwei verschiedene Welten, sogar verschiedene Dimensionen, nur habe ich ihm weismachen können, daß Alassia versuchen will, mit ihrer Dimension das Reich des Spuks zu zerstören oder sich einzuverleiben.«

Ich lachte auf. »Raffiniert gemacht, Myxin, wirklich.«

»So etwas kann der Spuk sich natürlich nicht bieten lassen. Er hat vor keinem Respekt. Selbst den Teufel fürchtet er nicht. Bisher hat man ihn auch als Machtfaktor anerkannt und in Ruhe gelassen. Das hat sich nun geändert. Alte und auch neue Dämonen versuchen, seine Stellung zu übernehmen, bisher hat der Spuk alles abschmettern können, ich bin gespannt, wie er sich weiterhin verhält.«

»Daß er und ich nicht gerade Freunde sind, ist dir bekannt, Myxin«, sagte ich.

»Natürlich, aber wir haben keine andere Chance.«

»Ich grüße dich, John Sinclair!« vernahm ich die hallende Stimme. Von überallher traf sie meine Ohren, obwohl ich den Spuk selbst nur von mir sah. Dann lachte er. »Du befindest dich in einer üblen Lage, Sinclair. Gefangen in einer Welt, aus der es für dich keinen Ausweg gibt. Hier herrscht Alassia, und eigentlich sollte ich froh sein, dich bald nicht mehr unter den Lebenden zu sehen, denn ich habe nicht vergessen, daß die Vernichtung des Dämonenrichters Maddox auf dein Konto geht.«

Da hatte der Spuk ein wahres Wort gesprochen. Ich hatte Maddox tatsächlich getötet, dazu noch in dem anderen Reich der Schatten, das der Spuk reagierte.

»Habe ich dir nicht Rache geschworen?« fragte er. »Die Zeit wäre jetzt günstig, ich könnte dich hier vernichten, und ich...«

»Moment«, mischte sich der kleine Magier ein. »Darüber haben wir nicht gesprochen. Außerdem würde es Alassia dir sehr übelnehmen, wenn du ihr Sinclair vor der Nase wegschnappst.«

»Wer ist schon Alassia?«

»Jemand, der sich dein Reich einverleiben will.«

»Das wird sie nicht schaffen!« erwiderte der Unheimliche dumpf.

»Genau der Meinung sind wir auch. Deshalb sollten wir alte Fehden vergessen und eine gewisse Ordnung wiederherstellen!«

Der kleine Mager erwies sich plötzlich als ein hervorragender

Diplomat, und er schaffte es sogar, den Spuk unsicher zu machen, was mir dessen nächste Frage bewies.

»Willst du hier das Kommando übernehmen, Wicht?«

»Nein, aber wir sollten uns nicht streiten. Du kennst die Stärke des Geisterjägers. Wenn du ihn bei seinem Kampf gegen Alassia unterstützt, wird die alte Ordnung wiederhergestellt, daran solltest du immer denken. Auch in deinem eigenen Interesse.«

Jetzt kam es allein auf den Spuk an. Würde er auf das Angebot des kleinen Magiers eingehen? Wieder einmal mußte ich Myxin und dessen Übersicht bewundern. Dabei hatte er so Schlimmes hinter sich, denn Kara war ihm genommen worden.

»Du riskierst ein großes Maul, Myxin«, schallte er uns nach einer Weile entgegen. »Denkst du dabei nicht auch an Kara?«

Da zuckte selbst Myxin zusammen. »Sie ist verloren«, erwiderte er mit einer Stimme, die der Spuk so eben noch verstehen konnte. »Sie hat die Seiten gewechselt.«

Myxin hatte die Worte noch nicht richtig ausgesprochen, als uns ein schallendes Gelächter entgegen wehte. »Die Seiten gewechselt!« hörten wir die dumpfe Stimme in das Lachen hineintönen. »Das ist wirklich gut. Ja, sie hat die Seiten gewechselt, allerdings auf Grund eines großen Bluffs.«

Diesmal war nicht ich in erster Linie gemeint, sondern der kleine Magier neben mir. Er zuckte zusammen, sein Mund öffnete sich, aber der Ruf blieb in seinem Hals stecken.

»Ein Bluff!« donnerte der Spuk. »Ein herrlicher Bluff, und Kara hat ihn geschluckt!«

»Was soll das heißen?« Myxin sprach ohne Betonung. Wie bei einem Roboter drangen die Worte aus seinem Mund.

»So wie ich dir es gesagt habe, Magier. Oder glaubst du tatsächlich, daß Alassia den Trank des Vergessens in den Händen oder in ihrer Welt versteckt hält?«

»Wer hat ihn dann?« schrie Myxin.

Er duckte sich, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche bekommen.

»Das kann ich dir sagen. Und auch dir, Sinclair. Ich - ich allein besitze den Trank des Vergessens, und ich denke nicht daran, ihn je wieder herzugeben!«

Jetzt war es heraus, und mir wurde klar, daß der Spuk uns nicht bluffte. Es hatte in der Vergangenheit Hinweise darauf gegeben, daß er den Trank besitzen sollte. Glauben konnten wir es nicht. Nun sagte er uns die Wahrheit, und ich sah keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln. Er hatte es nicht nötig zu bluffen.

»Wollt ihr ihn sehen?« rief uns der Spuk entgegen. »Ich beweise euch, daß es kein Bluff ist.«

Eigentlich war es Myxins Aufgabe, darauf eine Antwort zu geben, doch der kleine Magier befand sich nicht in der Lage. Er stand gekrümmt da, hatte die Hände geöffnet und die Arme ausgestreckt. In seinem Innern mußte eine Hölle toben. Hart hatte er sich mit Kara auseinandergesetzt, sich sogar getrennt, und mußte nun erleben, daß sie und er auf einen Bluff hereingefallen waren.

Das konnte er nicht vertragen.

»Ich warte auf eine Antwort«, sagte der Spuk. »Wollt ihr den Beweis sehen?«

Da Myxin nicht sprach, redete ich. »Ja, zeige uns den Trank des Vergessens!«

»Gut, Geisterjäger, du sollst dein Vergnügen haben.« Er lachte donnernd und weidete sich an unserem Entsetzen. Die Gestalt innerhalb des roten Tunnels bewegte sich. Für den Bruchteil einer Sekunde wurde die Farbe an einer gewissen Stelle hinter ihm noch intensiver, dann sah ich etwas vor ihm her schweben, das für mich die Umrisse eines kleinen Beutels besaß oder einer Mini-Handtasche.

War das der Trank?

Inzwischen wußte ich gar nichts mehr. Ich hatte geglaubt, daß er in einer Flasche aufbewahrt werden würde, denn davon konnte man eigentlich ausgehen. Aber in einem kleinen Beutel...?

»Hier ist er!« donnerte der Spuk triumphierend. »In diesem Beutel befindet sich der Trank des Vergessens. So nahe bei euch und dennoch unerreichbar.«

Ich wußte nicht, ob Myxin diese Worte gehört hatte. Aber er sollte sich den Trank anschauen.

Ich faßte den Magier an der Schulter und zerrte ihn hoch. »Myxin!« rief ich eindringlich, »ist das der Trank, von dem Kara immer gesprochen hat? Myxin, melde dich!«

Der Magier stöhnte. Er wirkte so als würde er eine unheimliche Last tragen, und ich mußte ihn praktisch hochzerren, damit er nach vorn schaute.

»Sieh ihn dir an!« rief ich. »Ist das der Trank des Vergessens. Befindet er sich darin?« Ich schüttelte Myxin, damit er wieder zu sich kam. Dann ging ein Ruck durch seine Gestalt, er hob den Kopf.

»Ist das der Trank des Vergessens?« rief ich ein letztes Mal. Jetzt mußte Myxin mir einfach Antwort geben.

Noch sagte er nichts. Er hatte seine Augen weit aufgerissen, und ich konnte die grünlich schimmernden Pupillen der Augen erkennen. Sie waren in der Farbe dunkler als seine Haut und schienen zahlreiche Rätsel zu verbergen.

Myxin schaute. Ich hatte ihn losgelassen, beobachtete ihn und stellte fest, daß ein Zittern durch seine Gestalt lief. Diese Reaktion konnte einfach nicht gespielt sein, sie war echt, und somit besaß ich den Beweis, daß Myxin nicht geblufft hatte.

Er hielt den Trank unter seiner Kontrolle.

Da bewegten sich Myxins Lippen. Schwer zu verstehen waren die Worte, aber ich hörte sie, und sie prägten sich unauslöschlich in

meinem Gehirn ein.

»Es ist der Trank des Vergessens. Darin hat er sich befunden. In einem weichen Beutel aus einem Material hergestellt, das es in der normalen Welt nicht gibt und dessen Zusammensetzung nur wenige Atlanter kannten. Ich weiß es von Kara, sie hat diesen Trank ja von ihrem Vater übernommen, bevor er ihr abhanden kam. Und ich habe immer gewußt, daß der Spuk ihn haben muß, da konnte Alassia noch so sicher scheinen, nein, der Spuk bewahrt ihn auf.«

War es der Beweis? Ich mußte Myxin glauben, und dachte wieder an Kara, die einen gewaltigen Bluff geschluckt hatte. Die so davon überzeugt gewesen war, daß sie sogar die Seite wechselte und sich nicht scheute, Menschenleben aufs Spiel zu setzen.

»Nie wird sie ihn bekommen!« rief der Spuk, »denn sie hat sich mit ihrer Tat auf die Seite einer Feindin gestellt. Sie hätte sich zu mir hinwenden sollen, dafür ist es nun zu spät...« Der Spuk lachte abermals auf, und der Trank des Vergessens entmaterialisierte sich allmählich im düsteren Rot dieses seltsamen Dimensionstunnels.

Nur noch den Spuk sahen wir.

Und da schrie Myxin: »Gib den Trank heraus, Spuk! Gib ihn her! Ich will ihn haben! Ich habe dir geholfen, ich...« Seine Gestalt schien sich nach dem letzten Wort zu strecken, ich paßte nicht auf, und einen Lidschlag später teleportierte sich der kleine Magier auf den Spuk zu. Myxin war verrückt. Er konnte doch nicht den Spuk angreifen. Der würde ihn vernichten.

Ich sah die Umrisse des Magiers wie einen Scherenschnitt, begann selbst zu laufen, riß die Beretta hervor und feuerte. Plötzlich war nur noch das Krachen meiner Waffe zu hören. Die Detonationen überschlugen sich, Echos rollten, und ich setzte die geweihten Silberkugeln dorthin, wo ich den Spuk sah. Es war sinnlos, das wußte ich, aber ich mußte etwas unternehmen, und vielleicht lenkten ihn meine Silberkugeln von seinem Vorhaben ab. Der Spuk

verschwand.

Ich hatte ihn zwar getroffen, sah Blitze innerhalb des schwarzmagischen Dimensionstunnels, doch vernichten konnte ich den Spuk auf diese Art und Weise nicht.

Myxin war nichts passiert. Er starrte nur wie ich auf eine leere Wand. Kein Spuk mehr, kein Dimensionstunnel. Es schien, als hätten wir alles nur geträumt. Neben Myxin blieb ich stehen und lud automatisch die Waffe nach.

»Weshalb hast du das getan?« fragte mich der kleine Magier. »Aus welchem Grund hast du meine große Chance zerstört?« Selten hatte mich Myxin so angefahren, und ich zeigte mich überrascht.

»Was soll denn das? Ich wollte dir helfen, Myxin. Ich wollte...«

»Du hast alles zerstört. Durch dein Eingreifen habe ich den Trank des Vergessens nicht bekommen. Ich hätte alles wieder ins reine bringen können. Nun geht nichts mehr.«

Wie sollte das noch alles enden, wenn auch Myxin durchdrehte? Ich verstand die Welt nicht mehr, bemühte mich jedoch, so ruhig wie möglich zu bleiben. »Myxin«, sagte ich. »Du mußt die Sache anders sehen. Der Spuk hätte dir den Trank des Vergessens niemals gegeben, und mit Gewalt hättest du auch nichts erreichen können. Er ist zu mächtig, er ist stärker als du, Myxin!«

»Das kannst du nicht beweisen!« Der kleine Magier zeigte sich uneinsichtig.

»Zum Glück nicht, dann würdest du nämlich nicht existieren. Der Spuk ist der lachende Dritte in unserem Streit. Vielleicht hätte er uns gegen Alassia geholfen, jetzt nicht mehr. Er kann abwarten, wie wir uns gegenseitig zerstören. Darauf wird es hinauslaufen. Oder traust du dir zu, Kara klarzumachen, daß der Spuk den Trank besitzt? Sie würde dir nicht glauben, Myxin. Auf keinen Fall, da kannst du reden, was du willst.«

»Dann sind wir vielleicht verloren!«

Ich hob nur die Schultern, bevor ich sagte: »Von Kara, Suko und Alassia haben wir nichts gehört. Ich weiß nicht, was mit ihnen ist und wo sie sich befinden. Der Spuk hätte es uns bestimmt sagen können...«

»Suko ist tot!«

Drei Worte, die mich hart trafen. Ich ballte die Hände und fuhr zu Myxin herum. »Woher weißt du das?«

»Hast du ihm denn noch eine Chance gegeben? Dich konnte ich wegholen, für Suko war es zu spät. Er wird in die Klinge gefallen sein.«

Ich stand da wie festgenagelt. Er wird in die Klinge gefallen sein! Wenn das stimmte, dann hieß dies, daß Kara meinen Freund und Kollegen auf dem Gewissen hatte.

Konnte ich sie dafür zur Rechenschaft ziehen?

»Sie weiß nicht, was sie tut«, sagte Myxin. »Kara steht unter einem Bann, John, das vergiß niemals.« Er schien meine Gedanken erraten zu haben, doch ich schüttelte wild den Kopf.

»Unter einem Bann soll sie stehen? Das glaube ich einfach nicht. Kara hat sich entschieden, das konnte ich jedenfalls deinen Berichten entnehmen. Sogar freiwillig entschieden. Sie wollte den Trank des Vergessens und gab dafür ihre Identität auf. Nein, suche nicht nach Entschuldigungen für sie.«

»Was willst du denn jetzt tun?« fragte Myxin.

»Ich?« Nach diesem Wort merkte ich, daß ein Feuerstrahl durch meinen Körper fuhr. »Ich werde hingehen und abrechnen...«

\*\*\*

Hank Harris sprach kein einziges Wort. Es war noch nie in seiner langen Laufbahn als G-man vorgekommen, daß es ihm einmal die Sprache verschlagen hatte. Das war jetzt der Fall. Aus Augen, die in ihrer Größe schon fast an Untertassen erinnerten, starrte er auf die beiden Schiffe, die aus dem Nichts erschienen waren, und er achtete

nicht auf sein Walkie-talkie, das sich heftig meldete.

Harris war perplex!

Den anderen erging es ebenso. Sie hatten sich wieder im Boot versammelt, und einer sagte zwei Worte, die den Nagel auf den Kopf trafen. »Bermuda-Dreieck!«

Diesesmal widersprach der Chief nicht. Denn eine Erklärung konnte ihm niemand geben, und auch er selbst wußte keine.

»Sir, das Walkie-talkie...«

»Ja, verdammt.« Harris schien aus einem tiefen Traum zu erwachen, als er das Gerät aus der Tasche zog, es in der Hand behielt und sich knurrig meldete.

»Sir, die Schiffe. Wir haben...«

»Verdammt noch mal, ich weiß selbst, daß hier Schiffe sind. Bin ja nicht blind. Wir haben sie ebenfalls gesehen und werden sie auch entern. Warten Sie weitere Befehle ab.« Vor Wut hatte Hank Harris rote Ohren bekommen. Er stopfte die Antenne wieder in das Gehäuse und ließ sein Funkgerät verschwinden. Danach drehte er sich zu seinen Männern um. Fragende Augen waren auf ihn gerichtet, so, als erwarteten die Leute von ihm eine Erklärung.

»Was glotzt ihr mich an mit euren Kuhaugen«, schimpfte er los. »Ich kann daran auch nichts ändern. Es ist nun mal passiert, und damit müssen wir fertig werden.«

»Jetzt ist die grüne Aura verschwunden«, sagte einer der Leute. Sofort schauten die anderen zu den Schiffen hinüber und stellten fest, daß der Sprecher recht gehabt hatte.

»Völlig normal...«

Hank hatte die Worte gehört. Tief holte er Luft. »Das mit dem völlig normal stimmt ja wohl nicht. Oder sehen Sie ein Mitglied der Besatzung?«

»Nein, Sir.«

»Na eben. Die Leute sind verschwunden, also werden wir uns

darangeben sie zu suchen.«

Niemand widersprach, doch den Männern war anzusehen, daß ihnen nicht wohl bei der Sache war. Über Sprechfunk orderte der Chief auch das zweite Schlauchboot herbei. Je mehr Leute sie waren, um so besser. Da konnte bei einer Suche auch nichts so leicht durchgehen. Sehr rasch hatten sie das erste Schiff erreicht. Es war der englische Kreuzer. Mit Harris an der Spitze enterten sie das Schiff. Die Männer, durchtrainierte Agenten, hielten ihre kurzläufigen Maschinenpistolen schußbereit.

Im letzten Licht der Dämmerung erreichten sie das Deck und suchten es ab so gut es ging.

Wie leergefegt kam es ihnen vor, als wäre ein gewaltiger Sturm darüber hinweggebraust und hätte alles ins Wasser geschleudert.

»Kein Mensch zu sehen!« flüsterte der Agent hinter Harris.

Der Chief drehte sich um. »Licht an!«

Die Männer hatten Lampen mitgebracht. Eine Sekunde später geisterten die langen, hellen Finger über die Planken und Aufbauten, brachen sich in blanken Scheiben und rissen die metallenen Leiber der Hubschrauber aus dem Dämmer.

Chief Harris enterte die Brücke.

Auch hier war nichts zu sehen, bis auf zwei zerstörte Scheiben, durch deren Löcher der Wind wehte. Harris ging gedankenverloren auf der Brücke hin und her.

Was konnte das nur zu bedeuten haben? Eine Antwort konnte er sich selbst nicht geben. Als er eingehender darüber nachdachte und dabei ein wenig Zeit verging, hörte er plötzlich die Rufe. Sofort hastete Chief Harris ins Freie.

Die Männer unter ihm hatten ihre Lampen brennen lassen. Klein kamen sie ihm vor, aber nicht nur die Männer, sondern auch die anderen geisterhaften Gestalten, die das Deck des Kreuzers bevölkerten.

»Chief!« brüllte jemand. »Verdammte Scheiße, das sind die Soldaten.«

Harris gab keine Antwort. Dafür hastete er los. Selten in seinem Leben war er so schnell gerannt. Er jagte die zahlreichen Treppen hinunter, stolperte fast, und auf halber Strecke begegneten ihm die ersten Soldaten.

Es waren die Offiziere des Schiffes.

Wie vor eine Wand gelaufen blieb Chief Harris stehen. Er sah die Männer, vielmehr ihre Umrisse, entdeckte bleiche, grünlich schimmernde Gesichter und konnte durch die Gestalten schauen. Ja, sie waren fast durchsichtig.

Chief Harris riß die MPi hoch. Er wollte schießen, sein Finger lag am Abzug, aber er traute sich nicht. Der Schock lähmte ihn. Aus geweiteten Augen mußte er mit ansehen, wie die Männer auf ihn zukamen, ihn plötzlich erreichten und einfach durch ihn hindurchschritten. Chief Harris spürte einen kalten Hauch. Es war ein Gefühl, wie er es noch nie im Leben zuvor gespürt hatte. Sein Körper zog sich zusammen, er krümmte sich und fiel auf die Knie.

Die anderen passierten ihn ebenfalls, während unten auf dem Deck die ersten Schüsse aufpeitschten.

Im Nu herrschte ein gewaltiges Chaos. Keiner gab mehr Befehle, die Agenten zogen sich zurück, und auch Chief Harris rappelte sich nach einer Weile wieder auf.

Er rannte die restliche Strecke hinunter, wich den Gestalten automatisch aus und fand zu seinen Männern zurück, die an der Backbord-Reeling Deckung gefunden hatten.

»Chief, das ist ein Horror!« wurde Harris empfangen, der sich wieder einigermaßen gefaßt hatte und seine ersten Befehle gab.

»Zurück in die Boote!« brüllte er.

Noch nie waren die G-men einem Befehl so schnell nachgekommen. Chief Harris blieb bis zum Schluß. Mit angeschlagener Waffe stand

er da und wartete.

Dann benutzt auch er die Leiter. In seinem Hirn überschlugen sich die Gedanken. Was er und seine Männer gesehen hatten, war unvorstellbar und einfach zu hoch für sie.

Um den Fall sollten sich andere Leute kümmern. Mit dieser Folgerung sprang auch er in das rettende Schlauchboot.

\*\*\*

Willst du ihn wirklich töten?

Kara wollte beide Arme schon nach unten schleudern, damit die Schwertklinge den Kopf des Chinesen spaltete, als sie die Stimme hörte. Und noch einmal: Willst du ihn wirklich töten?

Kara zuckte zusammen. Ihre Arme bewegten sich zwar, aber nur ein wenig, sie schaffte es nicht, das Schwert in den Kopf zu schlagen, denn da war eine Stimme, die sie kannte.

Du kannst dein Gewissen nicht mit einem Mord belasten, Kara!

Wieder hatte er gesprochen, und die Augen der schwarzhaarigen Frau wurden plötzlich groß. Ein Zittern durchlief ihre Gestalt. Es begann an den Zehenspitzen, setzte sich weiter fort, lief durch den gesamten Körper und erreichte auch ihren Kopf.

Sie hatte die Stimme erkannt, obwohl es über 10.000 Jahre her war, daß sie sie zum letztenmal gehört hatte. Ein eisiger Schauer rann über ihren Rücken, eine Hitzewelle folgte, sie öffnete die Lippen und formulierte unter großen Anstrengungen ein Wort.

»Vater?«

»Ja, ich bin es, meine Tochter. Ich oder mein Geist. Ich lebe in der Unendlichkeit und komme doch nicht zur Ruhe, weil ich gesehen habe, daß ausgerechnet du dich dem Bösen hingegeben hast. Willst du so dein Versprechen einlösen, das du mir auf dem Sterbebett gegeben hast? Ist das noch meine Tochter Kara, wie ich sie in Erinnerung habe? Nein, du bist es nicht. Du bist eine Dienerin des Bösen, eine Botin der Verdammnis. Du tötest diejenigen, denen du

eigentlich helfen sollst. So lautete dein Versprechen, und du zerstörst all das, was wir mühsam aufgebaut haben. Willst du wirklich zur Mörderin an einem Gerechten werden? An einem Menschen, der dir nichts getan hat, der dir in Gefahren zur Seite stand und mit dir zusammen gegen die Mächte der Finsternis kämpfte? Wenn du das willst, dann löse ich hiermit den Bund, den ich vor meinem Tod mit dir, Tochter, geschlossen habe...«

Kara stöhnte auf. Ihr Mund hatte sich geöffnet. Sie fühlte sich wie von einem Sturmwind erfaßt, der ihr Innerstes zu gewaltigen Wogen aufwühlte. Ihr Vater hatte sich gemeldet und wollte sie von einem Schritt abhalten, der ins Verderben geführt hätte.

Ins Verderben?

»Vater«, hauchte sie. »Ich... ich kann nichts anders. Du hast mir den Trank des Vergessens überlassen. Er ist mir gestohlen worden. Ich habe nach ihm all die Zeiten über gesucht und nie gefunden. Jetzt habe ich eine Spur, ich weiß, wo er ist, und ich muß die Bedingungen annehmen, die man mir gestellt hat.«

»Nein, meine Tochter, die Bedingungen brauchst du nicht anzunehmen. Du bist für Alassia nicht mehr als ein Spielball. Sie schiebt dich wie eine Figur hin und her. Ihre Welt ist grausam, sie ist tödlich, sie reißt die Menschen in einen vernichtenden Strudel, in dem sie ihnen das Licht und die Seelen aus dem Körper zieht. Nur so kann sie existieren. Willst du dich mit dieser Welt auf eine Stufe stellen?«

»He, was ist? Warum schlägst du nicht zu?« Das war Alassias Stimme, die die Zwiesprache zwischen Vater und Tochter unterbrach. »Nimm das Schwert und tue endlich...«

Hastig drehte Kara den Kopf. »Warte, warte!« hauchte sie und richtete unwillkürlich ihren Blick nach oben, als könnte sie dort das Gesicht oder die Gestalt ihres Vaters sehen, doch da gab es nur die alles überdeckende Finsternis.

»Bist du noch da, Vater?«

»Ja - noch, aber ich kann den Kontakt kaum länger aufrechterhalten. Es wird zu schwierig, andere Kräfte sind stärker. Es ist so unheimlich weit, so...«

»Vater, Vater, bitte, geh nicht fort. Ich muß den Trank haben. Den Trank...«

»Du Ahnungslose, du Närrin, du. Hast du wirklich geglaubt, daß Alassia den Trank des Vergessens besitzt?«

»Ja, ich«

»Das ist eine Lüge. Sie besitzt ihn nicht. Sie kann ihn nicht haben, weil ihn ein anderer in seinen Klauen hält...«

Für Kara brach in diesen Augenblicken eine Welt zusammen. Sie sah sich getäuscht, ausgeblufft. Sie hatte fest an Alassia geglaubt, aber noch mehr glaubte sie ihrem Vater, den sie über alles in der Welt geliebt hatte.

»Wo ist er dann?«

»Der Spuk hat ihn - der Spuk...« Es waren die letzten Worte des weisen Delios, und sie konnten von Kara nur mühsam verstanden werden, aber sie hatte sie sich trotzdem gemerkt.

Der Spuk besaß den Trank!

Welch ein Irrtum von ihr anzunehmen, daß Alassia ihn haben könnte. Tausend Gedanken durchströmten das Gehirn der schönen Kara, machten aus ihm ein Karussell, und sie kam nicht dazu, ihre Gedanken noch einmal zu ordnen.

Die Schöne aus dem Totenreich taumelte zurück. Sie wandte den Kopf. Mit einem irren Blick schaute sie Alassia an.

»Was ist?« fragte diese und lächelte.

»Du«, knurrte Kara tief in der Kehle. »Du bist an allem schuld, denn du hast mich betrogen...«

»Wieso?« schrie Alassia.

»Du hast mir erzählt, der Trank würde sich in deinem Besitz

befinden. Das summt nicht. Der Spuk hat ihn, nicht du, Alassia!«

Die Herrin der Dunkelwelt lachte geifernd. »Das ist ein neues Märchen, das du beweisen muß.«

»Ich kann es nicht beweisen, sondern nur glauben.«

»Und wem, wenn ich fragen darf?«

»Einem, der mehr wert ist als du, Dämonin, einem der es gut mit mir meint, meinem Vater!«

»Ach mit ihm hast du gesprochen. Er ist tot und vergessen. Helfen wird er dir nicht können.«

»Für mich lebt er weiter, und er hat mich im letzten Augenblick gewarnt und mich von einer schrecklichen Freveltat abgehalten. Aber ich weiß jetzt, was ich zu tun habe.«

»So, und was denn?«

»Ich werde dich töten. Du wirst an Stelle des Menschen unter meinem Schwerthieben vergehen, Alassia!«

Die Herrin der Dunkelwelt winkte ab. »Darüber kann ich nur lachen«, erwiderte sie. »Hast du nicht gesehen, wie es der Chinese versuchte und er mich nicht vernichten konnte?«

»Doch, das habe ich und es auch nicht vergessen. Nur kennt Suko das Schwert nicht genau. Er sieht in ihm nur eine Schlagwaffe, aber es hat eine doppelte Funktion. Das Schwert ist auch eine Waffe der Magie, wenn man es richtig einsetzt. Das habe ich vor.«

Alassia breitete ihre Arme aus. »Du redest sehr viel und denkst nicht daran, daß du in meiner Welt gefangen bist. Das darfst du nicht vergessen. Hier geschieht nur das, was ich will. Glaubst du denn im Ernst, daß ich meinen eigenen Tod möchte? Ich weiß nicht, mit wem du gesprochen hast. Vielleicht war es dein Vater. Aber auch er konnte dir keinen Beweis dafür bringen, daß ich den Trank des Vergessens nicht besitze.«

»Ich glaube ihm mehr als dir!«

»Weshalb?«

Kara schüttelte wild den Kopf. »So darfst du nicht mehr fragen, Alassia. Bringe mir den Trank her, lege ihn vor meine Füße, und sofort ist alles vergessen.«

»Das mache ich auch. Erst mußt du Suko töten!«

Kara ließ sich nicht beirren. »So weit waren wir schon einmal. Ich wäre auf dich hereingefallen, die Warnung kam noch rechtzeitig. Nein, ich glaube dir nicht mehr, Alassia. Diesmal hast du den Bogen überspannt. Und ich schäme mich für das, was ich meinen Freunden angetan habe. Wobei ich hoffe, daß sie mir noch einmal verzeihen können.«

Suko, dessen Körper nach wie vor von den Schatten umhüllt war, atmete auf. Dieser Kelch war noch einmal an ihm vorübergegangen, doch der Hauch des Todes hatte ihn dabei gestreift. Es war kaum zu beschreiben, was Suko durchgemacht hatte, nun aber schien sich das Blatt endgültig zu seinen Gunsten gewendet zu haben.

Aus eigener Kraft hatte Suko nichts daran ändern können. Das bedrückte ihn ebenfalls, und wenn es Alassia gelang, die Schöne aus dem Totenreich zu besiegen, dann war Sukos Leben auch verwirkt. Ihm blieb weiter nichts übrig, als den Zuschauer zu spielen. Nach wie vor war von ihm nur der Kopf zu sehen. Ein Kopf, der in der Luft schwebte oder aussah, als würde er auf einer Schattenwand stehen. Suko konnte seine Augen ein wenig drehen, so daß es ihm gelang, beide Frauen im Blickfeld zu behalten. Wobei das Wort Frau nicht eben paßte. Aber sie hatten nun mal menschliche Körperformen. Zwischen ihnen gab es nichts mehr zu reden. Das eisige Schweigen stand wie eine kompakte Mauer.

Die Schöne aus dem Totenreich hielt das Schwert mit beiden Händen fest. Ihren Rücken hatte sie durchgedrückt, sie stand sehr gerade, und das Schwert bildete eine Verlängerung ihrer Arme, wobei die Spitze den Boden berührte.

Alassia tat gar nichts. Sie wartete noch ab, da sie die andere erst

angreifen lassen wollte.

Karas Gesicht zeigte nicht, was sie empfand. Es war glatt und kalt. Die Augen halb geschlossen, dafür die Lippen geöffnet, über die seltsame Worte drangen.

Scharr gesprochen, dennoch flüsternd...

Uralte Beschwörungsformeln, die mithelfen sollten, Alassia zu vernichten.

Aber so leicht war sie nicht aus der Welt zu schaffen. Die Herrin des Dunkels merkte sehr wohl, daß ihr mit Kara eine gefährliche Kraft gegenüberstand, und sie traf Gegenmaßnahmen.

Alassia warf ihren Kopf zurück. Die langen Haare wallten, aus ihrer dunklen Flut schossen zwei gekrümmte Arme, deren Hände sich dem Himmel entgegenreckten.

Sie holte die Schatten!

Ein kaum merkliches Vibrieren lief durch das Schiff. Es pflanzte sich fort, erreichte den Kopf des Chinesen, und Suko hatte Angst, daß die gewaltige Hand sich öffnen und ebenfalls in den Kampf eingreifen würde. Das geschah nicht, sie blieb geschlossen, und sie schien auch nicht den Befehlen der Alassia zu gehorchen, denn sonst hätte sie sich längst geschlossen.

Dafür die Schatten.

Sie kamen von überall her.

Besonders stark aus dem dunklen Himmel. Dort wurden sie aus der Einheit gerissen, bildeten neue Wolken, die sich formierten und die Kämpfenden auf dem Schiff einkesselten.

»Die Schatten werden dich vernichten!« flüsterte Alassia. »Du hast keine Chance, Kara...«

Die Schöne aus dem Totenreich erwiderte nichts auf diese provozierenden Worte. Sie konzentrierte sich auf ihre Aufgabe, und das war nun mal die Abwehr.

Noch hielt sie das Schwert mit der goldenen Klinge in beiden

Händen. Sie hatte sich auch nicht bewegt, das allerdings wurde im nächsten Augenblick anders, als sie das Schwert anhub und einen Kreis drehte. Etwa daumenhoch wischte die Klinge dabei über den Boden, berührte die Schatten und entfaltete ihre Magie.

Suko, Alassia und Kara mußten mit ansehen, wie die Schatten zerstört wurden.

Es waren grüne, kurze Blitze, die sie vernichteten. Kara hatte gesiegt.

Und sie ging vor. Denn jetzt wollte sie Alassia. Kara spürte, daß man ihr den Sieg nicht mehr nehmen konnte, selbst in dieser Welt nicht, wo eine andere herrschte.

Doch auch Alassia gab nicht auf.

Sie wiegte Kara in Sicherheit, und als die Schöne aus dem Totenreich mit dem Schwert zustoßen wollte, da griff die Herrin dieser Welt zu einem letzten Trick.

Nicht umsonst hatte sie Kara so nahe herankommen lassen, denn nun bewies sie, daß sie ihre langen, bis zu den Füßen reichenden Haare bewußt trug.

Urplötzlich stellten sich die Haare auf. Sie begannen zu knistern, als wären sie mit Elektrizität erfüllt, und griffen dann wie vorschnellende Schlangen an.

Suko wollte Kara noch eine Warnung zurufen, es war zu spät. Schon wurde die Schöne aus dem Totenreich von der gewaltigen dunklen Flut überdeckt, Alassia kreischte dabei höhnisch und wild auf, und es gelang ihr, die Haarkraft ihres dämonischen Geistes zu steuern. Wie starke Bänder wickelten sie sich um Karas Körper, die kaum wußte, was ihr geschah und erst richtig begriff, als sie bereits den Boden unter den Füßen verloren hatte.

Da schwebte sie in der Luft.

Gefesselt!

Ein gellendes Lachen wehte über das Deck. Alassia spürte, daß sie

sich auf der Siegerstraße befand, und sie dachte nicht daran, die Schöne aus dem Totenreich zu schonen.

Sie wollte töten!

Langsam töten...

Die Haare bildeten eine Fessel. Jedes einzelne war um Karas Körper gewickelt, es berührte ihre Arme, ebenfalls die Beine und preßte die Glieder eng zusammen.

Kara war es unmöglich, sich zu rühren. Sie war eine Gefangene dieser gewaltigen Haarflut. Schreien konnte sie ebenfalls nicht mehr, da ihr der Mund verschlossen wurde, und Alassia begann damit, die gefährliche Flut zu steuern.

Mit Entsetzen mußte der wehrlose Suko feststellen, daß die Haare der Schattenwelt-Herrscherin tief in die Haut einschnitten. Wie Zangen hielten sie Kara fest, die etwa in Kopfhöhe über den Planken des gefangenen Schiffes schwebte.

Und dann begann Alassia ihr tödliches Spiel.

Sie drehte sich. Zuerst bewegte sie sich langsam um die eigene Achse. Ihr nackter Körper mit der leicht grauen Haut wurde zu einem Kreisel, der immer mehr an Geschwindigkeit gewann und plötzlich nur mehr ein wirbelndes Etwas war.

Ebenso wie Kara.

Wehrlos hing sie in der mörderischen Klammer. Ihr Schwert konnte sie nicht einsetzen, da ihre Arme zu fest an den Körper gepreßt wurden. Sie mußte dieses Spiel mitmachen, ob sie wollte oder nicht.

»Töten werde ich dich!« kreischte Alassia, wobei sie sich noch schneller drehte, so daß dieser Körper selbst zu einem Schatten wurde. Suko sah die Verwandlung. Die Haut dunkelte nach, Alassia verwandelte sich in ein Wesen, das für diese bizarre Welt so typisch war. Suko sah es mit an.

Seine Augen waren schockgeweitet. Er mußte an John Sinclair denken, der sich irgendwo in dieser Welt befand und nichts mehr

retten konnte, denn dem Chinesen war klar, daß Kara getötet wurde. Und danach kam er an die Reihe...

»Du wolltest mich reinlegen«, erklang die Stimme aus dem wirbelnden Schatten, »aber da hast du dich geschnitten. Noch regiere ich hier, und das wird auch so bleiben. Aber du hattest recht gehabt, ich besitze den Trank wirklich nicht, der Spuk hat ihn, und eines Tages werde ich ihn ihm abnehmen...«

Sie schrie irre und drehte sich weiter.

Für Suko war es grauenhaft. Er wollte eingreifen, aber er konnte es nicht. Die Schattenmagie hielt ihn fest. Bewegungslos war sein Körper, nur den Kopf konnte er drehen, und sein Gehirn funktionierte nach wie vor.

Und dann hörte er einen Schrei.

»Kara!«

Die Stimme kannte Suko. Sie gehörte Myxin, dem Magier. War er in der unmittelbaren Nähe? Wenn ja, wo steckte John Sinclair? Entdecken konnte Suko ihn nicht, aber er sah die Reaktion des Geisterjägers, und die war gewaltig...

\*\*\*

Trotz meiner Wut und der Entscheidung, endlich abzurechnen, hatte ich die Vorsicht nicht vergessen. Ich trampelte nicht wie ein Wilder über das Deck, sondern nutzte die Deckungsmöglichkeiten geschickt aus. So näherte ich mich langsam, aber stetig dem Ausgangspunkt des Geschehens. Daß etwas passierte, merkte ich sehr bald. Ich hörte Stimmen, Frauenstimmen und unterschied zwei.

Einmal die von Alassia, zum anderen die von Kara.

Beide schienen sich verfeindet zu haben, denn die Stimmen klangen aggressiv, und es sah so aus, als bahne sich zwischen beiden eine Entscheidung an.

Myxin hatte versucht, zu springen. Doch er mußte feststellen, daß er seine Kräfte überschätzt hatte. Die Teleportation gelang ihm nicht

mehr, der kleine Magier mußte sich erst regenerieren. Da war natürlich in seiner Situation mehr als schlecht, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als an meiner Seite zu bleiben.

Von Suko hatte ich weder etwas gesehen noch gehört, und meine schlimmen Befürchtungen verdichteten sich. Sollte dem Inspektor etwas passiert sein? Hatte es Alassia geschafft?

Dieser schreckliche Gedanke trieb mich noch schneller voran, und wir gelangten auf den Teil des Decks, wo wir einen guten Überblick besaßen.

Aus dem Grau dieses unheimlichen Lichts tauchten wir wie zwei Wesen einer anderen Welt auf und mußten mit ansehen, was sich vor unseren Augen abspielte.

Neben mir stöhnte Myxin und schlug sich gegen den Kopf. Auch er hatte die schlimme Lage erkannt, in der sich Kara befand. Sie war durch die Haarflut der Alassia gefesselt und damit auch zur Bewegungslosigkeit verurteilt. Nicht einmal den kleinen Finger konnte sie rühren, sie wurde durch die Bewegung zu einem lebendigen Kreisel gemacht. Mein Blick wanderte weiter. Da traf mich der Schlag!

Ich sah meinen Freund Suko - oder nur den Kopf von ihm. Der übrige Körper war verschwunden, so daß Sukos Kopf wie ein Ballon in der Luft über dem Deck schwebte.

Welch ein Horror!

Ich hatte Mühe, mich zurückzuhalten. Mit blindem Voranstürmen erreichte man nicht viel, ich mußte unter allen Umständen die Nerven bewahren und durfte keinen Fehler begehen.

Den allerdings beging Myxin.

Der kleine Magier sah nur seine geliebte Kara, die sich in den Klauen der Alassia befand. Sie hatte keine Chance zu entfliehen, die Kraft der anderen war zu stark, und sie würde sicherlich auch ausreichen, um Myxin zu vernichten.

Daran jedoch dachte er nicht, als er, für mich überraschend, urplötzlich vorstürmte. »Bleib...«

Das Wort hier blieb mir im Halse stecken, denn Myxin war schon zu weit weg.

Er zwang mich zum Handeln.

Einen Schritt lief ich noch vor. In der kurzen Zeitspanne holte ich meinen Bumerang hervor, riß den rechten Arm nach hinten und im nächsten Augenblick wieder nach vorn.

Ich öffnete die Hand.

Fast glaubte ich, ein Zischen zu vernehmen, als der magische Bumerang sich löste und auf sein Ziel zuraste. Jetzt konnte ich nur noch die Daumen drücken...

\*\*\*

Gebannt verfolgte ich den Weg meiner silbernen Banane. Über Sukos Kopf hinweg wischte er, drehte sich rasend schnell um die eigene Achse, und ich glaubte, daß er wesentlich schneller war als Alassia. Sie war sein Ziel!

Die Chancen standen 50 zu 50! Bei diesem Einsatz lief ich Gefahr, daß auch Kara getroffen wurde, doch das Risiko mußte ich einfach eingehen. Dann war der Bumerang verschwunden.

Ich hörte Myxins heiseren Aufschrei, jetzt rannte auch ich, denn ich wollte sehen, ob es der Bumerang geschafft hatte.

Schatten, die sich bewegten, ein wütender Ruf, ein Fall, Sukos Summe, die meinen Namen schrie, dann hatte ich den Ort des Geschehens erreicht.

Ich sah Alassia.

Und ich sah Kara, die am Boden lag. Myxin kniete neben ihr. Er hatte sich dabei über sie gebeugt, sprach auf sie ein und streichelte ihr Gesicht.

In diesen Augenblicken hatte ich nur Augen für die Herrin der Dunkelwelt.

Ihr Kopf war nicht vom Rumpf geschlagen worden. Und doch hatte meine Waffe getroffen. Auf schaurige Art und Weise hatte er Alassia geschwächt, denn er steckte genau in ihrem Hals.

Weiter war er nicht vorgedrungen, aber seine magische Kraft machte Alassia schwer zu schaffen. Sie verhinderte, daß sie völlig zu einem Schatten wurde und sich auflöste.

Ihr Gesicht war eine Maske der Qual. Dabei schimmerte die Haut grau bis schwarz, dieser Farbton wechselte laufend, ein Zeichen, daß sie versuchte, sich aufzulösen.

Das ließ der Bumerang nicht zu, und ich wollte es auch nicht, denn ich holte meine zweite, noch stärkere Waffe hervor.

Das Kreuz!

Es ragte aus meiner Faust, als ich Alassia folgte. Mein Lächeln war kalt, es schien in meinem Gesicht eingeschnitzt zu sein, und beim Sprechen bewegte ich kaum die Lippen.

»Du hast es versucht, Alassia. Du wolltest den größten Bluff starten, den es je gegeben hat. Aber du hast dich verrechnet, denn deine Feinde sind mit Asmodinas Vernichtung nicht weniger geworden. Du hättest hier in deiner Dimension bleiben sollen, nun ist es zu spät. Deine Vernichtung steht dicht bevor.«

Alassia schüttelte sich. Dabei bemerkte ich, daß der Bumerang ihr auch einen Teil der langen Haare genommen hatte, eine ihrer gefährlichsten Waffen war somit reduziert worden.

Und ich würde ihr den Rest geben!

Vor meinem Kreuz wich sie zurück. Aber sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Der in ihrem Hals steckende Bumerang trieb Raubbau mit ihren magischen Kräften.

Alassia verlor weiter an Boden...

Ich ließ sie nicht zur Ruhe kommen, gönnte ihr keine Erholungspause und kam immer näher.

Verzweifelt versuchte sie, sich zu verwandeln. Der Körper wurde

wieder dunkler. Für einen Moment auch durchscheinender, aber sie schaffte es nicht, zu einem Schatten zu werden.

Die Gegenmagie machte sie fertig.

Dann stieß sie gegen die Reling. Auf diesen großen Schiffen ist auch die Reling entsprechend hoch. Man kann nicht so ohne weiteres über sie hinwegspringen, so würde es Alassia auch nicht gelingen, ins Nichts zu fliehen.

»Aus!« sagte ich, »aus!«

Jetzt stand ich so nahe bei ihr, daß ich nur den Arm ein wenig auszustrecken brauchte, um sie zu berühren. Ich sah ihren Hals, der Bumerang saß darin fest, hatte eine spaltartige Wunde gerissen, aus der allerdings kein Tropfen Blut quoll.

Alassia hatte ihre Arme ausgebreitet. Die Hände lagen auf der Reling, klammerten sich fest, und das Zittern des Körpers verstärkte sich. Alassia vibrierte.

Gleichzeitig trat ein anderes Phänomen ein. Bisher hatte die Haut einen dunklen Schimmer gezeigt.

Der verschwand allmählich.

Als hätte jemand einen Schatten weggezogen, so wurde die Haut auf einmal hell.

Licht und Dunkel - die beiden uralten Gegensätze, die sich abstießen wie Feuer und Wasser.

Alassia konnte es nicht verkraften, denn das Licht besaß mehr Kraft als das Dunkel.

Ich hatte vorgehabt, das Kreuz einzusetzen, es war nicht nötig. Auch die Magie des an ihrem Hals feststeckenden Bumerangs schaffte es, die Dämonin zu töten.

Ihre Haut bekam eine immer hellere Farbe, bis sie mich an frisch gefallenem Schnee erinnerte. Auch das Gesicht, das ich dicht vor mir sah, hatte den gleichen Farbton angenommen.

Selten hatte ich einen so grauenvollen Ausdruck im Gesicht eines

Dämons gesehen wie hier. Alassia empfand alle Qualen, die es nur gab. Dabei drang kein Laut über ihre Lippen, sie ertrug es in stummer Pein. Von Sekunde zu Sekunde wechselte der Ausdruck, die Wangen verschoben sich, und manchmal hatte ich den Eindruck, als würden unter der Haut Knochen wegplatzen.

Sichtbar für mich platzten die Lippen.

Dann knisterten die Haare. Auch sie behielten nicht ihre Farbe, wurden unansehnlich und rieselten als Staub über ihren Körper. Die gesamte Schattenwelt wurde erschüttert. Irgendwo in der Ferne hörte ich ein Heulen und Pfeifen. Ich bekam einen leichten Schauer, denn ich rechnete damit, daß die Dimension hier zusammenstürzen würde. Aber noch lebte Alassia.

Da rutschten ihr die Beine weg. Für einen Moment klammerte sie sich noch an der Reling fest, doch auch diese Kraft war nicht als ein letztes, verzweifelttes Aufbäumen gegen ein Schicksal, das sie doch nicht abwenden konnte.

Alassia brach zusammen.

Mir kam es vor, als hätte dieser Aufprall eine Initialzündung bei ihr ausgelöst, denn auch die Haut hielt sich nicht mehr in ihrem Gesicht. Sie wurde zu Staub.

Weißer Staub war es, der aus ihrem Gesicht rann und ebenfalls weiße, knochenartige Stücke freilegte, die sich jedoch nicht mehr länger hielten und auch zu Staub wurden.

Alassia starb...

Und weiterhin schaffte sie es, lautlos in den Tod zu gehen. Dieser stumme, gespenstische Kampf nahm mich sehr mit. Er ging mir an die Nieren. Meine Hand zitterte, als ich mich bückte und den Bumerang an mich nahm.

Mit einem Ruck zog ich ihn aus ihrem Hals!

Es war ihr Ende.

Der Kopf hatte keinen Halt mehr, kippte nach vorn und rollte von

ihrem Körper, wobei er genau vor meinen Füßen liegenblieb. Mit dem zerstörten Gesicht nach unten, aber auch seine hintere Partie befand sich bereits in der Auflösung.

Da traf ein Schlag das Schiff.

Mir kam es so vor. Es war mehr ein Schütteln, irgendwie unwillig, und ich mußte an die Hand denken, die das Schiff noch immer umklammert hielt. Ob sie es loslassen wollte?

Angst stieg in mir hoch. Ich machte auf dem Absatz kehrt und rannte zu den anderen zurück.

Noch immer sah ich Sukos Kopf über dem Boden schweben. Mein Freund verzog die Lippen. »Wird mal Zeit, daß du endlich kommst, John, ohne Körper ist es doch nicht das Wahre.«

Ich grinste. »Eigentlich hätte ich dich ja so lassen können, aber ich will keinen Krach mit Shao. Schätze, die braucht dich noch.«

»Wie rührend von dir.«

Um Suko zu befreien, versuchte ich es mit dem Kreuz. Es war einfach. Die Schatten, die seinen Körper umklammert hielten, verschwanden, kaum daß ich mein Kreuz in ihre Nähe gebracht hatte. Nach Alassias Ende besaßen auch sie nicht mehr die Kraft.

Suko war wieder normal.

Er schaute an sich herab.

»Alles noch da?« fragte ich.

»Ich werde später nachsehen.«

Dann kümmerten wir uns um Myxin und Kara. Die beiden hatten für nichts einen Blick, nur für sich selbst. Myxin kniete weiterhin neben ihr, er hatte aber ihr Schwert genommen und die flache Seite der Klinge auf ihren Kopf gelegt.

»Wie sieht es aus?« fragte ich.

Myxin hob die Schultern, schaute hoch und sagte: »Tot ist sie nicht.«

Uns fiel ein Stein vom Herzen.

»Aber wir müssen weg!« sagte Suko.

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Auf keinen Fall konnten wir uns länger hier aufhalten, denn die seltsame Welt befand sich tatsächlich in der Auflösung. Mit Alassias Tod hatte auch die Dunkelwelt das Recht verloren. Wir hatten sie vernichtet, nicht umgekehrt, trotz dieser hinterlistigen Tricks, mit denen sie uns hatte reinlegen wollen. Eins gefiel mir an der Sache nicht. Wir hatten dem Spuk damit einen großen Gefallen getan. Dankbarkeit kannte ein Wesen wie er nicht. Aus diesem Grunde brauchten wir nicht damit zu rechnen, daß er uns den Trank des Vergessens geben würde. Myxin mühte sich ab, Kara auf die Arme zu bekommen. Suko sah dies und nahm sie an sich.

Ich beobachtete inzwischen den Himmel, wenn man überhaupt davon sprechen konnte. Dort spielte sich Unheimliches ab. Gewaltige Schattenberge rasten unkontrolliert aufeinander zu, trafen zusammen und zerbombten sich gegenseitig mit einem ohrenbetäubenden Donnern. Auch das Schiff schwankte wieder. Es wurde geschüttelt, als läge es auf einem gewaltigen Sieb. Etwas knirschte und brach. Wir konnten nichts tun, höchstens Kara, aber sie war nicht in der Lage uns zu helfen.

»Wir müssen hier weg!« schrie ich, als ein gewaltiger Schlag über unseren Köpfen erklang.

»Aber wie?« rief Suko.

»Kara. Sie und ihre Schwertmagie...«

Weiter kam ich nicht. Urplötzlich wurde uns der Boden unter den Füßen weggerissen. Jedenfalls glaubten wir dies, aber es war nur der wuchtige freie Fall, den wir zusammen mit dem Schiff erlebt hatten und der uns in die Tiefe riß.

War das unser Ende?

Als letztes sah ich die erschreckten Gesichter meiner Freunde und dann einen grünen Schein, der das Schiff umhüllte.

Danach gingen auch für mich die Lichter aus...

\*\*\*

Waren es Schreie, Stimmen - oder beides?

Irgendwie malträtierten sie mein Gehirn. Aber verdammt noch mal, ich wollte meine Ruhe haben und nicht belästigt werden.

»Komm wieder zu dir«, vernahm ich dicht neben meinem linken Ohr Sukos Stimme. Da öffnete ich die Augen.

Bevor ich mich umschauen konnte, erklärte mir mein Freund bereits, wo wir uns befanden.

Auf der Atlantic Queen.

»Und wo ist die Hand?« fragte ich.

»Verschwunden - weg. Aber wir werden ihr sicherlich noch einmal begegnen.«

»Wieso?«

Suko erklärte mir, daß er etwas von einer Verbindung zwischen den Großen Alten, der Hand und dem Würfel des Unheils gehört hatte. Das war starker Tobak, wobei ich einfach zu müde und erschöpft war, um darüber weiter nachzudenken. Mein Kopf hatte sich in einen Brummkreisel verwandelt, als ich endlich auf den Beinen stand. Auch Myxin und Kara waren wieder erwacht. Kara wagte uns kaum anzublicken, sie wußte, welch eine Schuld sie auf sich geladen hatte. Es würde schwer für sie sein, darüber hinwegzukommen, wir wollten ihr dabei helfen. Dann hörte ich Stimmen, sah rat-und fassungslose Passagiere auf dem Deck sowie die Männer der Besatzung. Alle sahen normal aus, bei keinem hatten die Schatten der Alassia zugreifen können. Diese Menschen waren gerettet.

»Schau mal aufs Meer«, sagte Suko.

Da wurden meine Augen groß.

Ein deutsches Schiff, ein englisches. Die beiden vermißten, derentwegen wir überhaupt ins Bermuda-Dreieck geflogen waren. Aber auch Flugzeuge sah ich.

Unsere Cessna und zwei weitere Suchflugzeuge, die gewässert hatten. Die Besatzung der beiden Maschinen hatte sich auf zwei Schlauchboote verteilt, die auf die Atlantic Queen zugesteuert wurden. Ich versuchte, mit dem Kapitän des Passagierschiffes zu sprechen. Es war unmöglich, an ihn heranzukommen. Zudem war er selbst noch viel zu durcheinander.

In der allgemeinen Aufregung hielten wir uns zurück. Irgendwie war ich froh, daß es an Bord so lebhaft zuging, diese Menschen hier existierten noch, sie hatten den Wahnsinn überstanden, im Gegensatz zu der Besatzung des englischen Kreuzers und des deutschen Schiffes. Da konnten wir nichts mehr unternehmen. Sie waren Opfer der Dunkelwelt geworden, ebenso wie Bob Costa, der G-man. Einen Kollegen von ihm sprach ich eine Stunde später. Es hatte Suko und mich Mühe gekostet, zu ihm vorzudringen. Unser Gespräch dauerte eine halbe Stunde, in der Harris kaum etwas sagte, sondern uns nur reden ließ. Zum Stillschweigen war er verpflichtet worden, aber er stellte nach unserem Gespräch eine Verbindung mit gewissen Regierungsstellen her, die sich sehr für den Fall interessierten. Wir würden sicherlich noch einige Zeit in den Staaten bleiben müssen. Kara und Myxin aber verschwanden.

Ich redete noch mit der Schönen aus dem Totenreich. Selten habe ich einen so deprimierten und zerknirschten Menschen gesehen. Kara machte sich die allerschwersten Vorwürfe. Auch tröstende Worte unsererseits halfen ihr nicht darüber hinweg.

»Ich werde aber weitermachen«, sagte sie, obwohl ihre Worte wie ein Schwur klangen, »irgendwann bekomme ich den Trank des Vergessens, auch wenn ihn der Spuk hat.«

Froh darüber, daß Kara so dachte, reichte ich ihr die Hand. Was vorgefallen war, vergaßen wir. Auch Suko, den sie mit ihrem Schwert hatte töten wollen.

Es wurden tatsächlich zwei lange Tage und Nächte, die wir in

Miami verbrachten. Aus Washington waren Experten angereist, die sich unsere Geschichte anhörten.

Für die Besatzung der beiden Schiffe konnten wir nichts mehr tun. Man einigte sich auf die offizielle Version des Untergangs. Und die Passagiere der Atlantic Queen hatten überhaupt nicht richtig erfaßt, in welch einen Strudel sie hineingerissen worden waren. Alassia gab es nicht mehr. Ihre Jenseits-Falle konnte sie nicht mehr einsetzen. Wir hatten sie geschlossen. Aber andere Dämonen lagen auf der Lauer.

Das war so sicher wie die Tatsache, daß der nächste Winter kommen würde...

***ENDE***

[1] Siehe John Sinclair Nr. 224 »Satan mit vier Armen«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 111 »Die grausamen Ritter«

[4] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 017 »Satans Eulen«

[5] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 015 »Der Dämonen-Parasit«